

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

42 (20.10.1935)

Der Führer

AM SONNTAG

Folge 42 / Jahrgang 1935

Sonntag, den 20. Oktober 1935

NATURWUNDER

- auch bei uns

Wie oft fragt man mich, junge Menschen, sehnlichsvoll nach dem Großen und Gewaltigen der Welt, was war das Wunderbarste und Merkwürdigste, das Sie, die Sie doch die ganze Welt bereist haben, jemals sahen? Und immer wieder bin ich in einer leisen Verlegenheit, den begeisterten Frager enttäuschen zu sollen, da das Merkwürdige und Bedeutende der Natur, sich in einem Kopf, der sie wirklich kennt, doch so ganz anders spiegelt als in den Vorstellungen, die alle Welt davon hat.

Der Naturunkundige glaubt, die Schöpfung rolle gleichsam so mit Donnergang dahin. In unserer Heimat, da sei alles klein, gewöhnlich, uninteressant. Da sind die langweiligen Kartoffelstößen oder Rübenäcker, das Ackerhackbrett der Mühseligkeit und wenn es hochkommt, der Wald, in dem man Sonntags wandern kann, alles jedem bekannt, doch nichts Wunderbares: Aber in fremden Ländern, da breite das Leben gewaltiger die Schwingen und mit atemlosen Erstaunen gerate man da von einem Wunder ins andere. Da sind die Riesenbäume in den Urwäldern, dort ist sichtbar das Werden der Schöpfung in den feuerpeinenden Bergen, oder in der bunten Märchenwelt der Korallenriffe. Da kämpfen Giganten der Tierwelt in Tropenglut einen fesselnderen Kampf ums Dasein, als ihn je unser Land erleben kann mit seiner allzujahmen Natur, im Gleichmaß ihrer nur zu ruhig dahinwellenden Alltäglichkeiten. Und die Sehnsucht, diese echte deutsche Sehnsucht nach blauen Fernen steht auf, die Reise- und Wassersehnsucht nach dem Exotischen, nach den Tropen, dem Abenteuer und dem Wunderbaren.

Und da soll man die hoffnungsvollen, nach Fantastik durstenden Seelen enttäuschen, die uns so froh anblicken und soll sagen: ach nein, meine lieben jungen Freunde, so ist das mit den Tropen und Exoten auch nicht. Im Urwald sieht man vor Moder und Düsternis und grünen Blättern zunächst auch nichts und noch lange danach nicht viel mehr als daheim in der Flurau. Und in den Wunderländern, die so klangvoll mit exotischen Namen auf den Landkarten prangen, da ist das meiste totlangweilige Steppen- oder beklemmend öde Wüste oder auch Gebirge wie die unseren, nur nicht so grün, oder Zuckerrübenfelder oder gleichförmige Plantagen, die auch nichts anderes sind als die Landwirtschaft bei uns, wenn man sich nur erst gewöhnt hat, daß die raschelnden Bienen nicht Nöhriest sind sondern Zuckerrohr, die grünen Stauden nicht Lupinen sondern Maniok oder Tee, die zellengeraden Bäumchen nicht Apfelbäume sondern Kaffee.

Diese Enttäuschung aber bringe ich meist nicht übers Herz, und so pflege ich denn meinen wißbegierigen Freunden lieber davon zu erzählen, wie wunderbar und eigentlich unbekannt auch unsere Natur sei, und wie ich das Merkwürdigste und Erstaunlichste eigentlich dort sah, wo es jeder von ihnen sehen kann, nämlich daheim.

Da ist vor allem das eine große Wunder, von dem ich nie in meinem ganzen Leben losgetrennt bin: daß die eigentlichen, großen werterhaltenden und umgestaltenden Naturdinge alle klein, sozusagen unsichtbar sind.

Da stehen die Riesenberge eines Alpentalles vor den Fenstern des Zimmers, in dem ich dies schreibe. Diese Berge, die so oft oben im Sommer Schnee tragen, sind wie eine erhabene Ruine. Man sieht deutlich, wie sie zerfallen und verwittert sind. Welche Riesenmacht hat das bewirkt? War kein Riese, sondern einer der geringsten Zwerge unter Zwerggeschöpfen. Winzige Pilzfäden und kugelige Algen, die zu Millionen zusammen dem Auge nur als grüner Fleck am Fels erkennbar sind, die zersehen den härtesten Fels auf der ganzen Erde. Sie leiten den Zerfall und die Verwitterung ein. Ihnen können keine Berge widerstehen.

Oder, da ist das grüne Waldkleid all dieser Berge, in deutschen Landen zum Glück immer noch 46 Prozent des deutschen Bodens. Nicht ein Jahr könnten diese Wälder mehr grünen, wenn das Winzige verschwände, das sie am Leben erhält. Da drunten in der Walderde ein Tausendfaches, unsichtbares Dasein von kleinsten Spaltpilzen und sonstigen mitrostopischen Bodenpflanzen und darauf das schwelend grüne Moospolster, das man achlos mit dem Fuß tritt. In ihnen zerteilt, in Milliarden Tropfen steckt der Regen des ganzen Jahres, festgehalten von den Moosblättern und abgegeben an die Baumwurzeln, jeden Tag soviel als die Bäume brauchen. Jeder gebildete Förster wird es bestätigen: Ohne Humus und Moos kein Wald.

Da läuft der Wind über das reife Kornfeld. Und wenn man darauf hinzieht, glitzert es fuchrot auf in diesen spielenden Wellen. Man tritt näher, man beugt sich: der Getreiderost ist da. Ein winziger Pilz, der dem Korn den Lebenssaft ausaugt, damit er leben kann. In einem Rostjahre kann dieser Schaden fünfshundert Millionen Mark betragen. In Amerika waren es schon 1300 Millionen.



„Heil Hitler“ begrüßte uns der kleine Zeitungsjunge in Lissabon. Freudestrahlend zeigte er uns ein Bild vom Führer in seiner Zeitung.
Aufnahme: Heller Bauer (auf der Heimreise nach Brasilien).

Was könnte man alles schaffen in Deutschland um diese halbe Milliarden. Man denke sich das aus und wird etwas erfüllen von der Dämonie des Wörtchens Getreiderost.

Wer die Natur kennt, sieht überall gleich anziehende oder auch erschütternde Zusammenhänge, wo er nur hinsieht.

In jedem Augenblick sterben Tausende von zu Ende gelebten Tieren. Wo sind sie? Warum sieht man so selten eine Tierleiche? Das ist das Werk der Fliegen und einiger Käfer. Im Ermit: Eine heilige, schrecklich verantwortungsvolle Rolle hat ihnen der Schöpfer zuerteilt. Insektenlarven verzehren alle toten Tiere. Milliarden von Larven ziehen das tote in den Boden und nagen und schlürfen. Wer da forscht, erlebt ein Theater, wie er noch nie ein Kinostück gesehen hat.

Eine Meise mit vier Jungen kann in einem Sommer sechs Zentner Raupen vertilgen. Die fünftausend Arten von Singvögeln, die es auf Erden gibt, fressen in jedem Jahr einen Riesenberg schädlicher Insekten weg. Man hat beobachtet, daß ein Schwalbennest binnen einer Stunde 125 Insekten seinen Jungen zum Nest brachte. Die Gausstaube ist eine eifrige Unkrautvertilgerin; ein Naturforscher fand im Kropf eines einzigen Tieres an 3500 Samen der Vogelweide. Der Maulwurf befreit uns von schädlichen Engerlingen, indem er davon drei bis viermal so viel im Tage frißt, als sein eigenes Gewicht beträgt. Die Fledermaus verzehrt bei einer Mahlzeit zwölf erwachsene Maitäfer. Eine Spitzmaus kann, obwohl sie das kleinste unserer Säugetiere ist, nicht fünf Minuten ohne Futter leben. Unermüdet läuft dies Tierchen den Heuschrecken, Käfern und Grillen nach und man hat von ihm mit Recht gesagt, es sei ein wahres Glück, daß die Spitzmäuse nicht Löwengröße haben. Sie würden die ganze Erde entvölkern mit ihrem Appetit und schließlich doch verhungern müssen.

Man rechne doch nur einmal die Bedeutung aller dieser Insektenjäger von den Singvögeln bis zu den Spitzmäusen zusammen und man wird finden, daß wir Menschen ohne sie nicht leben könnten, ein solches Insektenheer würde unser Land verheeren. Sind doch die Sechsheinigen wieder die Wundergeschöpfe der Fortpflanzung. Ein einziger Falter legt an 30000 Eier. Und dennoch müßte auf dem Deckmal des Befreiers von der Insektenplage ein anderer abgebildet sein als die Vögel oder Mäuse, nämlich die Schlupfwespe. Sie ist es, die das Hauptverdienst in Anspruch nehmen kann, daß wir von den Insekten nicht aufgefressen werden. Sie legt ihre Eier den Raupen in den Leib und diese verzehren das werdende lebende Leibes. Und vertilgen Raupen in astronomischen Ziffern.

Das Unsichtbare, den Menschen Unbekannte, ist da Herr aller Dinge. Unsichtbare Kleintiere erhalten in einem wunderbaren Kreislauf die Fische in Meer und Süßwasser, von denen doch ein Drittel aller Europäer lebt. Unsichtbare Kleinwesen bilden werdende Gebirge, so wie die unsichtbaren Algen die bestehenden Berge abtragen. Wir erzählen uns nur die Hitzföcher, daß der Barfisch so große Fische verschlingen kann als er selbst ist, vergessen aber das eigentliche Wunder, daß punktgroße Geschöpfe im Meer alle anderen erhalten.

Aber genug. Ein Duzend Naturwunder sind hier aufs Geratewohl herausgegriffen und aus hundert und tausend besteht die Wirklichkeit.

Man braucht nicht ins Exotische abzuschweifen, nicht in die Tropen zu reisen und dem Außerordentlichen nachzujagen. Das Wunder lebt bei uns selbst, auf allen Wegen, mitten im Alltagsleben der Welt sitzt es. Man braucht, um es zu erleben, nur eines: offene Augen und den Wunsch, die Dinge nicht bloß oberflächlich, sondern in ihren Zusammenhängen zu verstehen.
Annie Francé

Badische Erzähler:

Hermann Eris Busse, Freiburg

Die Frauen in der Mühle

Vor der kleinen Stadt Siebened lag eine alte Mühle, etwa auf dem halben Weg zwischen Siebened und dem Dorf Seelwies. Für Rod klapperte schon längst nicht mehr. Eine mächtige Eiche wuchs neben dem Fachwerthaus empor und überschattete die Mühle und blumige Matte. Das Wasser des Mühlenbaches wurde nie mehr gestaut; es flüßte und strudelte wie es wollte in lebhaftem Gefälle hernieder, unterprudelte das stille Schaufelrad und sammelte sich unweit davon in einem Gumpen, der stets mit weißem Blasenstaub an den Rändern bedeckt war. Und ein breiter Steg ohne Geländer aus starken Balken gefügt überbrachte ihn. Auf den Balken hatte sich fruchtbarer Boden gesammelt, den dann die Wiege mit ihren Gräsern und Blumen beschaugamte, also sich grün mit der feinfelligen Matte verband. Durch sie lief ein Weg zur Straße, breit genug, um Fußgänger zu geleiten, auch er war grün überwuchert, weil niemand mehr eine Fahre Korn zur Mühle lenkte. So eine Wiege ist bodengetrieben. Wo kein schwerer Fuß ihre arden Klugezeuge der Rinnenabfuhrer, ihre leichten Sendlinge von Wegerichwedeln, von den Blütenföbern vieler Gräser zu Tode tritt, kaum daß sie das Gefälle verlassen haben, gewinnt sie das Spiel rasch: Ein Sommer genügt der annuligen Wucherin.

Ja, die Mühle war längst ihres nahrhaften Amtes enthoben. Nachsetzen und Wasserameln nisteten in ihrem Umkreis. Eine Fremde mit ihrer Tochter wohnte im alten Haus, die weder zur Stadt Siebened noch zum Dorf Seelwies Beziehungen hatte, sie war jedermann vollkommen fremd. Es hieß, sie sei aus dem Elsaß hergekommen, eine Vertriebene, und habe für ein Spottgeld die kleine Mühle, deren Besitzer ausgestorben waren, erworben. Davon die beiden Menschen lebten, wußte niemand. Sie waren von Zeit zu Zeit verschwunden, angeblich zu Einkäufen in der großen Stadt in der Ferne. Im Dorfleben kauften sie nur einige Lebensmittel, Lektoreien meist, in den Geschäften von Siebened erließen sie sich und erkundeten wenig. Nur mit Kleidern trieben sie einen ungewöhnlichen Aufwand. Dabei kümmernten sie sich nicht um die Mode, sie wählten zarte Stoffe, leicht müßten sie sein, hauchdünn hatten sie am liebsten, und hellblau oder wassergrün war ihre Lieblingsfarbe. Die Stoffe konnten teuer sein, sie bekamen sich nicht, sie zu kaufen. Ihre Kleider rieselten dann auch in losen Falten nur mit binnem Gürtel gehalten über ihre schlanken Körper, und sie ließen, wo es schicklich war, die Haut frei, eine weiße, makellose Haut, über die sich männlich immer wieder verwunderte.

Es gab wunderliche Frauen, die fragten wohl zu weilen Mutter oder Tochter, was sie für ihre Haut anwendeten, daß sie so makellos sei und besonders bei der Frau auch saltenlos. Die beiden lächelten und sagten, sie täten nichts dafür. Man glaube es ihnen, jeder, der mit ihnen sprach, hatte das sichere Gefühl, daß sie nur mit der lauterer Wahrheit umgingen: Die Tochter, etwa siebzehnjährig, leuchtete manchmal, wenn ein junger Mann ihre weiße Haut lobpreis: „Ach, ich würde so gern ein wenig braun werden in der Sonne wie euere Mädchen, aber wenn ich auch hundenlang still in der Sonne liege, ich bleibe weiß, die Haut wird nicht einmal warm.“ „Doch du nie heiß?“ „Nein.“ „Frierst du denn nicht im Winter in den dünnen Kleidern?“ „Nein.“

„Na, hast du denn Fischblut, Menschenkind?“ „Wirklich“, gab sie lachend zur Antwort. Ihr frischroter Mund lachte dann, daß die schönen Zähne blühten, aber mer ihr dabei nur in die großen, blaugrünen Augen sah, merkte vom Lachen nichts mehr, die waren wie von Schreden geweitet.

Die fremden Frauen lebten nicht ganz außerhalb der Gemeinschaft. Sie erließen auf den Festen der Stadt und machten ihre Vergnügen mit. Sie hatten auch Freude an der dörrlichen Kurzwelt in den Lichtgangstufen und waren dort wohlgekleidet. Die Frau wußte viel Rat in Krankheit und Seelennot, sie hatte eine kühle Hand, die vorab den Fieberkranken gut tat. Und beide Frauen konnten köstlich singen. Die alten Volkslieder hörten sich wunderbar an aus ihrem Munde, und die Mädchen lernten es, die Töne nicht so häßlich zu schleifen, sondern klar und im Takte zu meistern, und die Burlesken verloren das Grobe in ihrem Gesang und dachten an den Sinn der Lieder. Es waren zumeist Liebeslieder, die zu singen die beiden Frauen unermüdet schienen. Besonders die Lieder, in denen das Wasser eine Rolle spielte, konnten sie nicht genug anstimmen. So lebten sie zwischen Dorf und Städtchen, beiden verbunden, doch niemand vertraut ein paar Jahr. Mit der Zeit hatten die Leute es sich abgewöhnt, über sie zu reden, wohl auch, weil ihnen ihr Wesen so gewohnt geworden, daß sie es nicht mehr wunderbar fanden. Und die fremden Frauen taten auch nichts, was über den Rahmen dieser gewohnten Wunderlichkeit hinausging.

Es gab natürlich Männer im Dorf wie im Städtchen, die den beiden Frauen zuliebe litten. Wittmänner, denen es die Frau antat, Jünglinge, denen die Tochter zu schaffen machte, aber keinem gelang es, seine Leidenschaft weiter zu tragen als bis über den Wiesensteig. An dessen Ende begann gleich ein Gartenhag, dessen Pfirsichbaum, der im Mondlicht fast weiß schien, sprang knurrend an die Spitze, sobald sich Schritte näherten. Dann kam wohl die Frau unter die Haustür und rief herüber: „Was ist euer Begehren? Wer kommt noch?“ Und wer hätte dann so über Gitter und Garten sein heimliches Begehren schreiben mögen? Da zog man den Kopf in den Kragen, hoffend, die stolze Frau habe den Allgänger nicht erkannt und zog sich schamvoll entmutigt zurück.

Schließlich hatten wohl alle ledigen und alle verwitweten Männer ringsum diesen seltsamen nächtlichen Gang mit gleichem Ergebnis hinter sich gebracht. Und wenn einer, durch ein weinseliges Schwärzerte befreit, sein Geheimnis über die Junge ließ, so löste der Schicksalsgenosse auch dem andern die Junge, da wurde es bald offenbar, daß den fremden Frauen nicht bezukommen war. Eines aber mußte fast sämtlichen Nachtschwärmern aufgefallen sein, daß die Tochter nie sich sehen ließ. Und noch eines: Es hatten die Feinbörigen unter ihnen irgendwoher eine leise, süßes Singen und Wasser-rauschen vernommen, so, als habe in der Nähe jemand und singe vom Wasser her.

Der stille Schauenburg aus dem Städtchen, der von

einem Liebesgang zur Lehrerstochter von Seelwies heimkehrte kurz nach Mitternacht, war der Erste, der die Sängerin im Gumpen erpähte, wie sie sich im Wasser wiegte, wie ihr weißes Gesicht unterm rötlichen Gelock zum Mond sich wandte wie ein Spiegel. Er hörte ihren Gesang und sah, wie das Wasser rund um ihren Leib sich kramte gleich köstlichen Speisen. Er durfte glauben, er träume; denn plötzlich war der Mond weg und er sah nichts mehr. Gedankenvoll ging er heim. Eine innere Stimme riet ihm, nichts von seiner Entdeckung zu verraten. Er war ein stiller, feiner Geselle ohne Eltern und Geschwister, der in Siebened seine erste Haltestelle auf der Wandererschaft nach Italien machte. Er war Bildhauer und nun bei Siebeneder Steinmetzmeister eingestellt, weil ihm das Geld zur Weiterreise fehlte. Die dunkel-äugige Lehrerstochter hatte es ihm angetan, und er lütwandelte fast jeden Abend nach Seelwies, um sie zu treffen.

Was nun folgt, lief rasch ab wie ein lang vorgewirtetes Schicksal. Schauenburg zog es nun viele Nächte an den Gumpen. Er hielt sich ganz still. Er schaute die Junge abend an wie ein edles Steinbild. Die ahnte es nicht. Sie wiegte sich im Wasser und sang. Einmal aber war er vom stummen, leidenschaftlichen Sehen so in Bann genommen worden, daß er sich nicht zurückziehen konnte, als die Abenddämmerung sich heimgelassen wollte, weil der Mutter Stimme sie rief. Die Junge sah ihn erst wie im spinnigen Fingern, als sie schon in seiner Nähe war. Sie schrie nicht. Sie krallte nur die weißen Hände

vor Schreden an den Mund. Da trat er zu ihr hin, umfing sie leise und sagte: „Hab keine Angst, ich verrat dich nicht. Wassersee, ich liebe dich sehr.“

Ein Schimmern ging über ihr Gesicht. Schauenburg graute es schier vor der unirdischen Freude, die aus diesem Antlitz schien. Sie trennten sich stumm, um sich Abend für Abend vertrauter wiederzufinden. Sie ahnten nicht, daß die Mutter davon wußte. Nur sah die Junge, daß die Frau oft wurde ganz rasch und eine heisere Stimme bekam. Sie ließ sich auch nicht mehr bewegen, mit dem Mädchen in eine Spinnstube nach Seelwies oder zu einem Tanzfest nach Siebened zu gehen.

Eines Morgens im Dämmergrau trat aus dem Boden nebel ob dem Gumpen, just als die Junge Wäsche zur Weiche nehmen wollte, ein großer Mann, der nur ein Auge hatte. Die andere Augenhöhle war leer. Der Schritt vor dem Mädchen, das ihm schon nachging, her wie einer, der sein Ziel kennt. Er ging über die Wiesenbrücke, der weiße Wolfshund wedelte schon und knurrte nicht. Die Mutter ließ einen kleinen Schrei, als sie den Mann sah und sank auf die Schwelle. Der Mann aber hob sie auf wie eine Feder und trug sie ins Haus. Als darnach die Junge langsam in den Flur trat, in die Stube spähte, war weder der Einäugige noch die Mutter darin. Der hintere Ausgang stand offen, aber da wußte die Mutter, und sie sah keinerlei Gestalten. So laut rufend sie auch in das Graue rannte, eine Antwort wurde ihr nicht.

Da wandte sie sich still verflört ins Haus zurück. Sie ahnte, daß eine Nacht die Mutter fortgeholt, die von ihr lange schon in Furcht und Sehnsucht halb erwartet worden. Sie ließ es stumm geschehen sein.

Jedoch wußte sie darnach keine Antwort auf die Frage: Wo ist deine Mutter? Und ein Raunen griff um sie wie im spinnigen Fingern. Die arme liebeskranke Lehrerstochter, die Schauenburg nie mehr besucht hatte, kam

hinter seine Untreue und verriet monche: Die von der Mühle habe vor dem Geliebten im Gumpen. Die ließ schlecht. Die Mutter habe das Verhältnis nicht dulden wollen. Ja und — — — ach, das liegt doch nahe — — — Die hat wohl ihre eigene Mutter — — —

Die Obrigkeit ergriff sie schließlich, verhörrte sie und setzte sie ins Gefängnis. Sie hätte sagen können, daß der große Mann die Mutter heimgeholt zum Meer, woher sie stamme; aber sie wußte, was für ein tiefes Geheimnis das war. Dennoch litt sie unfähig unter der Trennung von Schauenburg. Und er litt tief. Auch regte sich ihr Kindlein schon. Das sollte nicht ohne Vater sein. . . . Nein, auch nichts wissen vom Unfälligen. Und sie erzählte, daß die Mutter, sie sei wohl verwirrt gewesen, ihr gefagt habe, sie sei eine Wasserfrau, einem Menschen angetraut gewesen. Wenn ihr Kind liebe, dann müsse sie zurück woher sie gekommen. Doch das glaubte der Gefangenen niemand. Schließlich mußte man sie, die täglich stiller wurde, freilassen. Weder Schuld noch Unschuld waren zu beweisen.

Die Arme kehrte in die Mühle zurück. Sie schien verwirrt. Als der treue Schauenburg kam, um bei ihr zu sein, sah sie ihn an, als habe sie ihn nie gekannt. Sie schwieg zu allem, was er ihr sagte. Sie stand so starr am Mühlenbach ob dem Gumpen, wo er sie erstmals getroffen, als sei sie in ein Steinbild verwandelt. Schauenburg wagte es nicht mehr, sie auch nur tröstlich zu berühren.

In tiefer Trauer ging er davon. Sah sich nicht mehr um. Aus — dachte er — aus? Einige Tage später erst merkten die Leute von Seelwies, die auf Verleihen der Lehrerstochter, die längst bereute, was in der Liebesnot sie der armen Witwe zu leide geredet, die Mühle betreten, daß das Anwesen völlig verlassen war. Es wurde lange geforscht und gesucht nach den beiden fremden Frauen, doch niemand fand auch nur eine Spur von ihnen.

Ein Leben zwischen Schein und Wirklichkeit

Zum 50 jährigen Bühnenjubiläum Hugo Höckers

Fünzig Jahre am deutschen Theater, fünfzig Jahre auf den Brethern, die die Welt bedeuten und dann noch frisch und fregel, das ist schon etwas. Das kommt auch nicht alle Tage vor. Und deswegen wird es auch gefeiert, wie alles, was selten ist. Natürlich darf sich auch ein Jubilär an einem solchen Tage etwas wünschen. Hugo Höcker hat sich Molières „Der eingebildete Kranke“ gewählt, der

Programmen von damals kann man hinter den jugendlichen Helden wie Romeo und auch Morimer den Namen Hugo Höckers finden. Daneben aber spielte er damals die jugendlichen Boninadis. Später übernahm er ernste und heitere Charakterrollen. Der Wehrhahn in Hauptmanns „Vibergels“ gehört zu einer seiner liebsten Rollen. Auch spielte er den Hofner und Gjalmar

es. „Ach, das Lokal, wo die S—pielers f—pielen? Im „Goldenen Löwen“.“

„Ich hätte auch dem Karlsruher Hoftheater und den Berliner Bühnen noch kein Theater gesehen. Daß im „Goldenen Löwen“ ein Stadttheater sein sollte, kam mir komisch vor. Aber ich ging zum „Goldenen Löwen“. In einem mäßig großen Saal war eine kleine Bühne aufgeschlagen. Auf einer Leiter stand ein Mann in Hemdsärmeln und klopfte Nügel in eine Latte.

„Können Sie mir sagen, wo Direktor Max ist?“ „Jawohl, mein Sohn, der bin ich selbst. Du bist wohl der neue Liebhaber? Na, mein Sohn, kannst gleich dein Talent beweisen. Hilf mir mal die Kuffise an die Latte nageln!“

Der Herr Direktor hatte befohlen — ich gehorchte. Während der Arbeit entpuppte er sich als uridisches Püßchen, weichte mich liebend in die Schmeicheleienverhältnisse ein. „Ja, wo spielen wir eigentlich?“ fragte ich ihn. „Wo die Teile Wärdinen an den Feuern haben.“ „Wer kennt die Wärdiner — nennt die Namen?“ Wie viele Städte haben wir beglückt! Wie viele Pommeren und Mecklenburger mühten sich meine Romeo's, Worttimers, Melchthals und Piccolominis gefallen lassen! Anstrengend war's — aber gelernt hab ich viel.

Dann kam Hamburg — das Stadttheater. Da standen sie nun alle auf Leitern — nicht nur der Herr Direktor — aber auch die Leitern des Rufens, denn fast alle Mitglieder waren berühmte Wimen. Es ging auch sehr fein und vornehm zu. Die Herren kamen zu den Proben im Zylinder, mit gelben Wälderbändschischen. Behandlung war auch der Ton. Nur einer machte eine Ausnahme: Adalbert Matkowsky! Der kam in seinem alten Mantel, den Stabreifer tief in die Stirne gedrückt. Aber am Abend, da stand er auf der Leiter, nein, auf dem Turm — und unten an der Erde wimmelten die Berühmtheiten und Sterne und waren kaum zu sehen. Ich verging fast vor Angst, als ich zum erstenmal mit ihm probieren sollte. Er als Tasso, ich als der Herzog. Gleich in der ersten Szene war ich so hingerissen von seinem Spiel, daß ich auf das Stichwort nicht einlegen konnte.

„Na, na, tönte da Matkowsky's metallisches Organ vorwurfsvoll, „mein Junge, hast du deine Rolle nicht gelernt?“ „Doch, doch, ich kann sie wie Wasser, aber wie Sie den Tasso spielen, was Sie da alles herausbringen! Ich hatte ja keine Ahnung, daß das alles in den Worten liegt — das tat mir das Denken verschlagen — mein Respekt ist zu groß, als daß ich neben Ihnen spielen könnte!“

Da lachte Matkowsky sein himmlisches Lachen. „Nicht zu viel Respekt! Probier jetzt tüchtig und heute abend kommt du mit mir in Pfordtes Weinstube. Da werd' ich dir den Respekt schon austreiben.“ Am Abend sah ich wirklich mit W. ganz allein bei Pfordte. Die ersten drei Stunden erklärte er mir den Tasso — so viel hab ich in allen Literaturkursen zusammen nicht gelernt! Die nächsten drei Stunden kniepten wir. Es war herrlich! Der atembende Respekt verfloß — aber liebgewonnen hatt' ich den großen, großen Mann.

Dann kam Karlsruhe. Hoftheater! Alles lebenswürdig zu mir, aber erst sehr feierlich. Nun, das gab sich bald und ich habe den Kollegen viel schöne und frohe Stunden zu danken. Der lebenswürdigste von allen war der Intendant, Excellenz Dr. Büchlin. Wie feiner verstand er es, dem jungen Schauspieler Mut zu machen und ihn zur Entfaltung aller Kräfte zu bringen. Dazu kam sein goldener, nie verlegener Humor. Nur zuweilen schlich sich eine leise Melancholie in seine Rede, wenn er daran dachte, daß all das Schöne, was ihm das Theater brachte, bald zu Ende sein würde — er war schon ein ziemlich bejahrter Herr. Ich erinnere mich — eines Abends war er zu einem Hoffest befohlen, kam aber, ehe er ins Schloß ging, im Schmucke seiner unzähligen Orden auf uniere Generalprobe. Unwillkürlich entfuhr mir der Ruf: „Exzellenz, das sieht aber herrlich aus — all die schönen Orden und Sterne!“

Da lächelte er etwas nehmütig und sagte leiser: „Lieber junger Freund, das ist auch schön — aber, wenn die Sterne kommen, will es Abend werden.“

Später haben sie mir auch in eine Anzahl Sterne angesetzt — aber der Morgen war vorbei — die herrliche, sonnige, ach, so trummelige Jugendzeit. Nun ist es Abend geworden. Ob die Nacht bald kommt? Aber — schon war's.



Als Dreß 1902 Oben: Aufnahme 1925 Darunter: Aufnahme um 1900 Der Weichentrefser 1898

am Sonntag, den 20. Oktober im Staatstheater als Gestaufführung herauskommen wird.

Wir hatten Gelegenheit, uns mit dem Jubilär zu unterhalten. Da ist viel zur Sprache gekommen. Vor allem wollen wir natürlich von dem Leben des Mannes etwas wissen, der nun seit 45 Jahren an unserem Staatstheater so manchem Karlsruher schon eine frohe Stunde bereitet hat.

1864 kam er auf die Welt und 1866 als Junge nach Karlsruhe und ging später hier ins Gymnasium. Sein Vater, der Jugenddichtsteller, war damals am Karlsruher Hoftheater. Als dann der Vater nach Berlin aus Deutsche Theater gerufen wurde, ging auch die Familie dorthin und hier sagte der Junge 1886 der Schule Lebewohl. Zuerst war er Schriftsteller, dann endlich 1885, also mit 21 Jahren kam er zum zweitenmal auf die Welt, mitten in die Welt des Scheins und in dieser Welt lebt er nun schon 50 Jahre. Sein erstes Wirkungsfeld war Anklam. Mit einer Wanderbühne besuchte er die Städte Greifswald und Stralsund. Dann aber wurde der junge Künstler an das Hamburger Stadttheater geholt und von hier aus kam er unter Intendant Büchlin an das Karlsruher damals Großherzogliche Hoftheater. Hier spielte er gleich ein bestimmtes erstes Rollenpaar. Auf den alten

Gedal in Ibsens Dramen und wir alle haben ihn noch als Major von Raß in Schillers „Kabale und Liebe“ in angenehmer Erinnerung.

Doch das Theaterleben war nicht immer ruhig und tief nicht immer im gleichen Rhythmus dahin. Der Weltkrieg brachte auch hier Unruhe. So erzählte uns Hugo Höcker, daß er während des Krieges in Velle gastierte, wohin er durch seinen Bruder Paul Asfar, den damaligen Hauptgeschäftsführer der Veller Kriegszeitung, gerufen worden war. Selbst in Rußland gastierte er mit noch einigen anderen Mitgliedern unseres Staatstheaters, und zwar im Sommer 1917 und dann im Winter desselben Jahres bei 40 Grad Kälte. Im Jahre 1919 wurde Hugo Höcker Staatschauspieler und ist das älteste Mitglied an unserem Staatstheater.

Doch lassen wir uns nun von dem Jubilär selbst noch etwas aus seinem Leben erzählen.

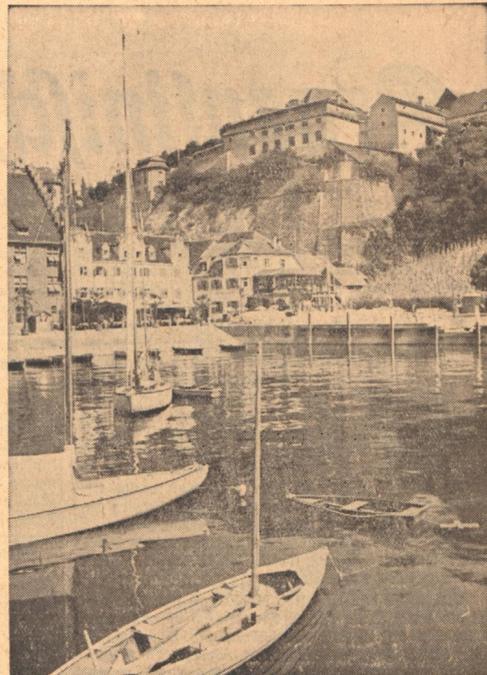
„Se wollen zum Theater? Na, da sehen Sie nach Anklam — Direktor ist jut, zahlen tut er ja so jut wie nicht — aber lernen können Sie was bei ihm. Da ist der Vertag — 75 Mark — da können Sie lachen!“

So der Agent. Ich ging nach Anklam. Am Bahnhof fragte ich einen biederen Bürger nach dem Stadttheater. Er sah mich groß an. Lange blieb er still. Dann dämmert



Hübsch sind die Meersburger Mädels

Besuch bei unserem Paten- wein



Stolz ragt das alte Städtchen auf

Vom alten Meersburg, seinen goldenen Reben und prächtigen Wein

bedeutung für die Heimkehr deuten. Doch mitnichten. Beim Rückweg zum Schiff schreit man zumeist höher und ruhiger über die schmale Brücke hinweg. Und zwar soll dies, wie mir vertrauenswürdig berichtet wurde, daher rühren, daß nunmehr, nach eingehender Besichtigung der Stadt Meersburg und ihrer Reine die Schwankungen des Steges und die Schwankungen des im Bescheidenden einander aufheben, so daß eine Art festlichen und körperlichen Gleichgewichts wiederhergestellt werde. Doch dies nur ganz vertraulich.

in tiefes dunkles Rot gefleidet und mit viel Würde traten sie heran und nannten ihre Namen; es waren die Herren Sylvaner und Burgunder. Und wirklich schienen sie mindestens so vornehm zu sein wie ihre Namen, denn selbst der Traminer trat ein wenig zurück und ließ die neuen Gäste zu Wort kommen. Langsam und bedächtig sprach der Sylvaner vom Weinbau hier unten im allgemeinen und, daß gar viele von ihnen in früheren Jahren verschwunden seien und hätten dem niederen Obst Platz machen müssen. Jetzt aber seien langsam wieder die Rebberge im Wachsen und da nun die Kunde gekommen sei, daß in fernen Städten ein ganz besonderes

und er begann nun in gar feuriger Rede des weiteren den See zu preisen und der Zauber der Landschaft selbst schien in seinen Worten zu liegen und gerne hätte ich gerade ihm noch längere Zeit gelauscht. Draußen aber entstand nun plötzlich ein Geschrei und es kam ein junger kräftiger Mann herein und schrie, es sei ein Skandal und man habe ihn anscheinend einfach übergeben wollen und sein Name sei Ruländer und er sei schließlich vielleicht sogar der beste und vornehmste von ihnen allen...! Oho, sagte der Herr Burgunder, und die beiden Herren Gutedel begannen laut zu lachen und es hob ein großes Streiten an und ganz im Hintergrund fand der etwas säuerliche Herr Ebling und schied seinen Spaß zu haben als nun mit einem Male ein Raufen begann und die Gutedel bekamen den Sylvaner zwischen sich und schüttelten ihn und der Ruländer lag sich mit dem Burgunder in den Haaren und da nun auch noch Herr Riesling sich einmischen wollte, stieß er an mein Glas und der Tisch begann zu schwanken und die Stühle tanzten nur so, daß es mir ganz graulich ward in solch turbulenter Gesellschaft...

„Ich glaube, Sie haben nun genug von unseren Meersburgern...“ sagte der Wirt.

Ich werde diesen Abend nicht so leicht vergessen, an dem ich die Bekanntschaft all dieser Meersburger Weine machte. Und ich habe daraus gelernt: Einzelne sind sie recht unterhaltsam. Und auch mit zweien von ihnen mag es ganz gemächlich sein. Alle zusammen aber sind des Teufels, denn der Semein hat es eben doch in sich und der Meersburger gar in wohl der beste und stärkste von allen, die da rund um unseren schönen Bodensee aus grünen Reben und goldener Sonne blühen und wachsen. Darum, lieber Mitbürger:

Mit Verstand will er getrunken sein, der echte gute Meersburger Wein. Mit Liebe man ihn genießen muß, dann schaffst er viel Freude und wenig Verdruß. Und in Zukunft trinken wir Meersburger stets! Das gelobt für euch alle schon heute

Fred Fees.

Meine lieben Mitbürger!

Ein kräftiges Prost! Doch ehe wir nun den ersten Becher an die Lippen setzen und mit einem tüchtigen Schluck Freundschaft schließen mit unserem Meersburger Patenwein, laßt uns noch einmal innehalten und dankbar dessen gedenken, daß eine hohe Obrigkeit, die ansonsten des öfteren durch ihre wehrhaften Organe — auch Schutzleute oder Feierabendbieter geheißen — uns mitten im schönsten und durstigsten Tringeloge Einhalt gebietet, amtko von Amts wegen uns auffordert, dem edlen Nebenjaß gar kräftiglich zuzusprechen und zugleich uns einen Weg weist, wie solches am besten und

Am Anfang ist die Burg. Sie ragt hoch über den See hinaus und lenkt den Blick schon auf sich, ehe noch die rebenumkränzten Hügel (Gefalt) gewonnen. Früh ragt der Turm Dagoberts auf mit seinem vieredigen Bergfried und den gekrauskelten Giebeln. Und scheint die Sonne noch so kräftlich über den See und lachen die Mädel noch so hold, wenn man den Schloßhof betritt mit seinen gewaltigen Mauern, wenn man im schlichten Sterbezimmer der Droste steht und in der dunklen Kapelle, wenn Stimme rings Wache halten über die Jahrhunderte hinweg — dann wird man still und bescheiden und steht winzig klein im Schatten der Ewigkeit. Da man aber der strengen Welt des Alten Schlosses den Rücken gekehrt und die Mädel überauert, durch die schäumende ein Bach sich wälzt und das größte Mühlrad Deutschlands treibt, dann winkt die lebensfrohe Pracht des barocken Neuen Schlosses, das Meister Bagnato zur Freude seiner fürstlich-sächsischen Herren erbaute. Und beim Blick von der Terrasse dieses Schlosses empfinden wir das Seltsame: daß dieses kleine Städtchen die verschiedensten Stilarten in sich birgt — da sind prächtige Bauten aus der Zeit der Fugger und schlichte Fischerhütten, da sind reiche Fachwerkhäuser und moderne Villen, da sind alte Keller und Tore in Hülle und Fülle und zu ihren Füßen ein lustiges, blühbuntes Schwimmbad — und sie doch allesamt verflochten zusammenschließen weiß in dem wunderbaren Rahmen seiner Landschaft, in dem Grün seiner Buchen und dem Gold seiner Reben und des Meeres Bläue und der fernen und doch so nahen Alpen Firnenweiß



Im Sommer lockt das Meersburger Strandbad

Interesse vorhanden sei für sie aus der Meersburger Gegend, so halte er für die Zukunft sich bestens empfohlen und... Doch inzwischen hatte auch der Burgunder, der zunächst ein wenig schweigsam schien, sich gefunden

Rebenumkränzt ein Häusle mit spitzem Turm. Gesichtste Bänke drin und eine mollige Gemütlichkeit, dieweilen draußen schon erste Herbstnebel über dem See brauen. „Ich möchte die Meersburger Weine kennen lernen“. Der Wirt schmunzelte still vor sich hin. Und siehe, es vergingen einige Minuten, dann kam ein seltsamer Geselle auf mich zu. Er nannte sich Ebling und trug ein beschidenes Wams und machte ein etwas säuerliches Gesicht. Doch wies er in aller Bescheidenheit darauf hin, daß er zwar nur ein ganz gewöhnlicher Weißwein sei, daß er aber gar oft schon in schlechteren Jahren seine vornehmeren Geschwister habe vertreten müssen und er sei vielleicht ein wenig herb, aber dafür sehe er auch zu billigem Sold jederzeit zu Diensten. Nach sprach dieser Geselle, da tom schon in zierlicher Verbeugung ein feiner Herr herein in goldenem Wams und sagte er heiße Traminer und seinen Bruder, den Riesling, habe er auch mitgebracht, und sie beide seien dort zu Hause, wo die bösen Nordwinde nicht hinfänden sondern nur die heiße Südsonne und der warme Föhn. Und er sei dieses Jahr gut geraten, doch möchte ich mich mit einer kurzen Aufmerksamkeit begnügen, denn draußen händen noch mehr Herren, die meine Bekanntschaft zu machen wünschten. Und wirklich erschienen alsbald zwei lustige Leute. In weißem und in rotem Gewand, die schwenkten die Mützen und lachten laut und nannten sich Gutedel und winkten mancherlei zu erzählen. Sie wohnten gleich oberhalb des Seufers und immerhin seien es 400 Meter hoch, wie die Menschen rechneten, und daraus mache man ihnen bisweilen den Vorwurf, sie seien ein etwas harter Wein, aber dafür komme Tag und Nacht eine tüchtige Brise vom See zu ihnen und bringe so viel Frost und Frische mit sich, daß sie viel mehr mit auf den Weg bekämen als die zarteren Weine des Unterlandes und... Doch während sie noch des Langes und Breiten mit ihre Vorzüge erklären wollten, ging bereits wieder die Türe auf und herein schritten zwei prächtige Gestalten,



Romantik der Türme und Gassen

billigsten gesehen könne, ja uns darüber hinaus gar noch der qualvollen Sorge entbehet, welchem der edlen Gemächse wir uns nun zuwenden sollen, uns vielmehr zu unserem besten Wohlbehalten allso gleich die richtige und bestimmlichste Sorte zuweist und uns zu deren Paten bestellt, wodurch der seltsame Umstand gegeben scheint, daß Gevatter und Gevatterin den Täuschlich aus dem Laufe heben und zugleich sich selbst recht kräftig taufen. Das ist eine fröhliche Verordnung. Ein Prost! zuvor darum der Dreigkeit!

Man erreicht Meersburg am besten auf schwankenden Füßen. Diemeilen nämlich der Sandsteig, von kräftigen Händen ans Schiff herangebracht, immer ein klein wenig hü- und herschwant. Man könnte dies als sanfte Vor-



Fröhliche Fahrt auf dem Bodensee

Aufnahmen: Erich Bauer

Argentinischer Zug

Erzählung von Wolf Justin Hartmann

„Sie werden seckkrank werden!“ meinte mein Freund und alter Kriegskamerad, als wir am Chacarita-Bahnhof standen. Er machte sein bekanntes, etwas spöttisch-überlegenes Gesicht und blinzelte mit den Augen. „Seckkrank?“ fragte ich dagegen, noch ganz benommen von der schier endlosen Fartelle aus dem Zentrum der Stadt und all ihrem lärmenden Getriebe. Ich habe wohl in diesem Augenblick einen höchst verständnislosen Eindruck auf meinen Mentor gemacht. Jedenfalls lachte er und streckte die Hand mit einladender Gebärde gegen den Zug hin aus: „Steigen Sie nur erst ein! Sie kommen schon auf den Geschmack. Und — daß Sie ein Narr sind ausgerechnet in diese dunkle und wilde Ecke zu gehen, habe ich Ihnen ja schon wiederholt versichert!“

„Seien Sie friedlich, Spöter! Auch Narren können zuweisen aus dem Born der Weisheit. Außerdem...“ „Aberdem geht es schon los, das Schicksal nimmt seinen Lauf! Fahren Sie mit Gott! Adios!“ „Adios!“ Wir fuhren. „Gals- und Weinbruch!“

Und führen immerzu. Und fahren noch fest, da ich an all das denke. Ueber dreißig Stunden bin ich nun unterwegs. Und daß ich noch nicht seckkrank bin, ist wahrhaftig nicht diesem Zug, sondern meinen vorzüglichen Magenenergie anzuschreiben. Ich strecke die Beine weg, vorsichtig, damit ich dem fetten Fleischloß, der mir gegenüber auf der Holzbank sitzt, nicht vor die Knochen trete. Einen Rückplatz habe ich am Fenster, er ist sehr angenehm. Lediglich in meiner rechten Schulter beißt und sticht es etwas von diesem Kopf mit wirren, schwarzen Locken, wie weit in die Stirne hängen, bis über die langbewimperten Augen, die feingebogene Nase, über die glatten Wangen herab bis zum herben Mund. Aber es ist kein Frauentopf, wie man so glauben könnte, sondern er gehört dem Gaucho Don Fernando und lehnt seit verdammt langer Zeit an meinem Oberarm. Er schläft fest, der Gute, versichere ich mir wiederholt und gebe meinem Körper eine etwas andere Haltung; denn ich sehe nicht ein, warum nur gerade diese eine gleiche Stelle genietet werden soll. Und der Wechsel verschönt das Leben! Wieviel blaue Flecken ich wohl am Körper aufzuweisen vermag? Am Vormittag noch an Bord, am Nachmittag ins Innere des Landes! Nur zweimal in der Woche wird diese Strecke befahren. Da sieht es für sich, wollte man nicht nutzlos Zeit und Geld verprassen in den Kaskaden und Bars des internationalen Hafenviertels; wo die kleinen Mädchen auf den Emporen sitzen, in schillernden, grellfarbigen Gewändern, und Nacht für Nacht so tun, als ob sie Geige spielen oder längen. Doch wenn sie dem Matrosen eine Blume senden, dann wollen sie einen Schnaps.

Ja! Beschwerlich ist das Dasein und meine Gelenke sind steif von diesem Hocken. Könnte man sich legen, ausstrecken und ruhen! Aber der Wagen ist voll wie eine Heringsstonne und der Gette gegenüber schwingt Zwiebeln und Knoblauch aus allen feinen Poren. In irgend einem Campnest sind die Gauchos und Soldaten ausgestiegen. Was hat sich dieser Sammel von der Immigrationsbehörde unverschämte benommen, fällt mir jetzt wieder ein! Wie er umprang mit den stumpfsinnigen Polacken! Er hat sie geprügelt wie man Hammel treibt. Die flohen links an meinem Fenster vorbei, daß es nur so spritzte! Durch eine Herde sind wir durchgedonnert, heute Morgen, kurz nach Sonnenaufgang. Sie waren ausgebrochen durch den gepannten Draht, der beiderseits das Camp und sein weidendes Vieh umschließt. Ungezählte Kilometer lang dehnt sich der gleitende Zaun. Sie grasten friedlich auf den Schienen, als der polternde Tod in ihre Reihen braute. Gellend schrie und schrillte die Lokomotive ihre Warnung in das fahle Licht. Die Erstickten rannten und rauten vor dem Zug, zwischen den Verhauen nach einem Ausweg suchend. Aber mit unermindelter Geschwindigkeit setzte das Schicksal nach, wer denkt hier an Entgleisung, wer an Katastrophe! Mitten hinein in die Tiere! Viele Hammel laufen auf den Steppen, was wollen denn die blutigen, zerrissenen Kadaver am Schienenstrang bedeuten! Die wilden Hunde und die schwingenden Geier, die werden fertig damit. Und schöne, neue, weiße Schädelknochen gesellen sich zu den alten, die schon braun und schwarz geworden sind vom Regen, Wind und Sonne, langsam zu Staub zerfallen, zum Staub der gebreiteten Fläche. Das Sterben der Kreatur wandert Hand in Hand mit den Maschinen der Menschen.

Doch frei und groß und von beständiger Kraft ist immer noch die Pampa. Das einzige, was stört, wenn ich in diese wehenden Unendlichkeiten blicke, sind Telegraphenmasten und die und da so ein Draht, der eine Grenze zwischen den riesigen Bestien bildet und als ein gestrafftes, flirrendes Geleise in den Horizont verläuft. Kurz nach der Hauptstadt beginnt diese stille Weite. Versunken sind die hochgetürmten Wände, sonnenheißen Plätze, die lärmersüßlichen Straßen, all das tosende und tobende Gewimmel. Da noch ein kleiner Garten, dort noch ein dreifaches, vorzügliches Haus und durch die unbegrenzte Ebene voll Sehnsucht und voll Traum rattert und rüttelt, springt und schaukelt der Zug. Am Himmel hebt sich der Abend. Am Himmel hebt sich die Nacht. Die Pampa ist um uns gleich wogendem Gewässer. Das hat mich aufgeweckt mit Glucksen und Geplätscher inmitten der Dunkelheit. Auf der mächtigen Fähr von Jbiuay sehen wir über den Strom. In drei Teilen steht der Zug auf dieser beweglichen Brücke. Mondlicht flutet auf alles, auf uns und die Silberflut und ihre beschatteten Ufer. Wie wuchtendes Gemäuer reckt sich dahinter ein Wald. Wohl über eine Stunde ziehen wir die aufmalende Fähr. Die Nacht ist kalt und klar, eine richtige Winternacht in Argentinien. Ein tiefes Atemholen noch,

die Lungen vollgepumpt und dann zurück in den Kessel dunkelnden Menschenfleisches. Wie mit Keulen schlägt uns der Brodem entgegen. Wenige dürftige Lampen verbreiten ein unsicheres Licht, durch das der Tabaksqualm in geballten Schwaden wandert. Die Menschen schnarchen im überhitzten Wagen; die Müdigkeit schlägt auch um mich die Fessel.

„Na — Gut geschlafen, Landsmann?“ fragt mich lächelnd der Sachse. Er will nach Apoteles zu seinen Brüdern am Alto Paraná. Seine kleinen Meuglein sind kaum sichtbar in dem runden Gesicht. Aus meiner Verunsicherung bin ich nun ganz wach. Auch Don Fernando wurde durch mich geweckt. Er stößt die Arme von sich, gähnt geräuschvoll, unter meiner Nase hängt seine braune Faust, die Reiterfaust des Hirten. Und immer heißer, immer zündender schmettert das Grammophon, selbst vom Bettloß kommt röchelndes Geheiß. Dann schläft er tiefend weiter, mit beiden Händen hält er die Wölbung seines Bauches. Noch einige Deutsche sitzen drüben bei dem Sachsen. Ein alter Major, der viele Jahre schon in Paraguay sein neues Leben aufbaut. Nun geht er wieder in den rauschenden Wald. Lange haben wir uns unterhalten. Ein Bantrach in Buenos-Aires und seine gesamteten Erspartnisse waren wie durch Gaukeley verschunden. Er fängt von vorne an und gibt mir seine Anschrift. „Haben Sie einmal Lust — Sie sind mir willkommen!“ Ein Händedruck.

Noch immer schnauben wir durch Entre Rios, zwischen Uruguay und Paraná gelegen. Noch immer ist das Camp zur Rechten und zur Linken. Selten ein Baum, nur wallendes Steppengras, darüber nicht der Wind. Dann wieder eine Station, an der Apfelfrüchten und runde Gladenfächer feilgehalten werden. Der Paraguayer warnt mich eindringlich, unbeiflich murmelt er von Reparaturarbeiten, die den Teig bereiten. Hundweise esse ich Drangen gegen meinen Durst, nur langsam wird

es kühler. Durch die offenen Fenster bläst abendlicher Luftzug, aber in den Ecken kauert die dampfende Schwüle. Einige dunkle Mädchen sind noch zugeflogen. Sie tragen Seide, bunt und knisternd, schreiten blüchlos, mit gelenktem Scheitel nach dem Frauenabteil. Für Sekunden waren alle Gespräche in jähem Schweigen versunken. Dann schleudert unser Wagen, daß der Gette mit dem Schädel krachend gegen den Fensterrahmen knallt. Ich bleibe durchaus ernst und schüttle mißbilligend den Kopf ob solcher Fahrerei und meine Anteilnahme ist ganz offenkundig. Er stöhnt und schneit und sinkt wie vorher so auch fürderhin. Die Soldaten trinken Maté. Sie haben heißes Wasser auf einem bladen Spirituskocher bereitet und sitzen andächtig, fast feierlich beim Schlürfen. Ich werde eingeladen und trinke natürlich mit. Er ist mit Honig gefüßt und schmeckt dem Oringo ansgezeichnet; jedes Ablehnen wäre eine Beleidigung gewesen.

Eine eigentümliche Unruhe macht sich bemerkbar. Fast alle diese hemdärmeligen Gestalten haben ihren alten Platz verlassen und sitzen irgendwo im Wechsel auf fremdem Deden und bei neuen Bekannten. Die Leichtigkeit der Klasse tauscht Worte und Gesen aus, schließlich Freundschaft und Beziehung. Wie durch Zauberei befinde ich mich plötzlich mitten zwischen den Gauchos. Sie tragen hellfarbige Stiefel oder weite, schlappende Hosen, die großen Räderporen flirren, in der Fana oder im Lederkurt stecken schwere Revolver. Sie bringen Bündel zum Vorschein, mit Dörrfleisch, Wurst und Käse, die halbmeterlangen Messer, scharf wie Messerfliegen, ziehen vor ihren Nasen, während sie die Wurst mit den weißen Zähnen halten. Sie vergessen auch nicht den Schnaps, der notwendig ist zu all dem vielen Speck. Auch hier bin ich eingeladen und lange tüchtig zu; denn einmal habe ich Hunger, zum anderen aber ist ein Kaufhandel mit diesen tollen Burischen nicht unbedingt von Vorteil. Papierketten und Hüte, Knochen, Eier- und Drangenshälften, Zeitungen und Wasser, Kuchenreste bilden auf dem Boden allmählich eine unübersichtliche Schicht. Geht man durch den schwankenden Wagen, so rüttelt man wie auf Seife. Und jeder spuckt in freien Zwischenräumen kräftig in diesen Vrel, so recht nach Herzenslust. Mit hölzernen Schnitzgefäßchen hocken zwei Indianer, ununterbrochen rauchend, wie Götzen einander gegenüber. Von Zeit zu Zeit wandert die Flasche von einem zum anderen, wortloses Uebereinkommen untergehenden Volkes. Auf der fast schwarzen Bronze ihrer Faltenfalten blüht letztes Tageslicht. Mit rotschäumenden Gemalten sinkt die Sonne, am fernen Rand der beloderten Pampa

Weißer Wolken

Von Martin Weise

Weißer Wolken, seid mir Schwestern
Tragt das Heute und das Gestern
Fort in alle Ewigkeit!
Immer wieder bleib ich stehen,
Um zu euch hinauf zu sehen,
Schwestern in dem weißen Kleid!

Weißer Wolken, hell und heiter,
Seid auf meiner Fahrt Begleiter,
Führt mich heim ins Kinderland!
Ewig Wanderer ohne Raft,
Nehmt mich auf als euren Gast,
Tragt mich an des Himmels Rand!

Hinweg. Zwei Strauße eilen in lächerlicher Art durch das verflüchtende Man. Dann ist es Nacht und wieder brennen die Funzeln.

Stiller und leerer ist es nun geworden. Die Soldaten sind schon ausgestiegen; über die Bänke, auf dem unkenntlichen Boden, zwischen all dem Abfall von halb sechsunddreißig Stunden kummeln und rädeln sich die zusammengekauften Menschen.

Der Gaucho Don Fernando spielt auf seiner Guitarre, leise, mit verhaltenen Sätze. Er spielt für sich seine Nieder von Correntiner Nacht und Correntiner Rebe. Oft schaut er mit sinnenden Augen hinaus in die schwarze Steppe, wo seine Pferde sind und seine Kinder, sein Sporenreihen und sein Peitschenschwung. Es poltert und dröhnt der Zug, schaukelnd, schleudernd durch keine melodischen Weiten. Und morgen früh um 5 Uhr sind wir in Pofadas — wenn keine Verspätung eintritt.

Mit der „Scharnhorst“ nach Manila

Die Jungfernfahrt des schnellsten deutschen Ostasiendampfers

5. Sonderbericht für den „Führer“ von Benno Volk

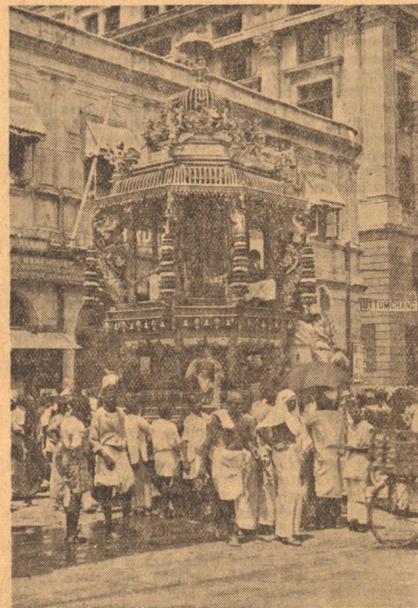
Bummel durch Colombo

Der starke Wind an Pfingsten hatte bereits angezeigt, daß wir uns im Monjungebiet befinden. In der Nacht vom 11. zum 12. Juni gab es zum erstenmal auf der Reise kurze Regenschauer. Am nächsten Tag lockten große Schwärme von fliegenden Fischen die Zuschauer an. Diese Fische legen verhältnismäßig große Strecken über Wasser fliegend zurück; wenn man nicht genauer hinsieht, könnte man sie fast mit kleinen Vögeln verwechseln. Am 13. Juni, morgens 7 Uhr, kommt Colombo auf Ceylon in Sicht. Um 8 Uhr machten wir im Hafen fest. Auch in Colombo ist kein Pier; wir müssen uns also wieder mit Motorbooten an Land bringen lassen. Den Fahrpreis kann man an Bord bezahlen; nach deutschem Geld kostet Hin- und Rückfahrt zusammen 1,10 RM. Den ganzen Vormittag beschäftigt eine größere Gruppe, der ich mich angeschlossen habe, mit Auto die den Fremden am meisten geeigneten Plätze und Bauten. Da ist zu erwähnen: Der prächtige Victoria-Park, eine Art botanischer Garten mit vielen schönen tropischen Bäumen und Stauden, z. B. Bambus, Bananen, Betelpalmen, Broffrußbäumen, Datteln, und Kokospalmen, Platanen, Wunderbäumen (Rajinus), Zimtbäumen, um nur ein paar der bekanntesten zu nennen. Ueberall wachsen Mimosen, deren Blättchen sich bei Berührung sofort zusammenlegen; Pflaumen und Orchideen senden ihre Luftwurzeln zu Boden und bilden neue Stämmchen. Auf einer Wiese macht ein indischer Bauer ein bekanntes Kunststück: In wenigen Minuten läßt er aus gestecktem Samen ein mittelgroßes Bäumchen wachsen. Ein großer Buddhatemplel wird gezeigt und erklärt; um in sein Inneres zu kommen, müssen die Schuhe ausgezogen werden. Der Zoologische Garten kann sich nicht entfernt mit einem großen europäischen vergleichen; schön ist nur die tropische Vegetation. Dann kommt man durch das Europäerwohnviertel zum Strand von Mount Lavinia, der wegen der herrlichen Palmen bekannt ist. Auf der Rückfahrt zum Hafen gewinnt man wieder neue Eindrücke, man sieht auch viele moderne Bauten, Regierungs- und Militärgebäude, Hotels usw.

Es wäre großsprecherisch und verlogen, wenn man nach einer solch kurzen Fahrt behaupten würde, nun Ceylon oder auch nur Colombo zu kennen. Ueberhaupt sind die Eindrücke, die man beim Besuch der verschiedenen Hafenstädte während einer Schiffsreise empfängt, doch zu einseitig und beschränkt, um sich ein Urteil über das Land oder den Erdteil, dem die betreffende Stadt angehört, zu bilden. Um ein fremdes Land näher kennen zu lernen, müßte man schon ins Innere kommen

und sich längere Zeit an verschiedenen Plätzen aufhalten. Immerhin sieht und erlebt man auch auf einer einfachen Schiffsreise sehr viel, wenn man nur Augen und Ohren offen hält und die sich bietenden Gelegenheiten zu kleinen Ausflügen nach Möglichkeit ausnützt.

Um unabhängig von einem Tagelohnknecht etwas mehr von Colombo zu sehen, trennten sich mein Freund, der



Im Wunderland Ceylon

Religiöser Festzug in Colombo und typische Küstenlandschaft auf Ceylon

Aufnahmen: Nordd. Lloyd

junge deutsche Art und ich von der Reisegesellschaft und durchkreuzten zu Fuß die eigentlichen Eingeborenenviertel Colombos. Ein buntes Völkergemisch lebt hier, die verschiedensten Religionen und Rassen machen sich durch eigenartige Kennzeichen bemerklich. Man müßte schon Völker- und Religionskunde studieren, um einigermaßen Uebersicht zu haben. Das Straßenleben ist sehr bunt; manche Straßen enthalten nur Geschäfte der gleichen Art, z. B. Porzellanwaren, Schuhe, Stoffe usw. Die Nase hat mit der Verarbeitung der vielen Gerüche auch allerkhand zu tun. Im allgemeinen wird man in Ruhe gelassen, lediglich ein Mißfahrereifer verfolgt uns über zwei Stunden mit unermüdlicher Geduld und findet unsere Spur immer wieder, wenn wir ihm durch verschlungene und enge Gäßchen zu entweichen suchen. Zwischen den niedrigen Häusern erhebt sich manchmal ein verschübter und reich verzierter gebauer Hindutempel, der den Phantasierichtum des Orients anschaulich wiedergibt. Etwas müde von den vielen Eindrücken, suchen wir den Weg zum Hafen zurück; unterwegs begegnen uns lange Kolonnen der charakteristischen, von Dohlen gezogenen Kaskarren. Nach zwölftündigem Aufenthalt verlassen wir abends 8 Uhr den Hafen von Colombo; in der schönsten Nacht sind die Lichter der Stadt und der Hafeneinfahrt noch lange zu sehen.

(Dieser Bericht lag uns am Anknft unseres Sonderberichterstatters in Manila vor. Weitere Berichte werden demnächst folgen.)



Burgen der Jugend

Entwicklung der
badischen Jugendherbergen



Schwarzwald-Jugendhof Kandern

Es gehört zu den größten Erlebnissen der Jugendzeit, hineinwandern zu können ins herrliche deutsche Land. Dahin, wo Berge sich recken über weite Täler, wo Wasser sich ungestüm den Weg bahnen in die grüne Ebene, in diese Ebene selbst, mit ihren Dörfern und Städten, mit ihrem Fleiß und dem Segen der Krume, hinein in den jagendumrauschten deutschen Wald. So wandert die Jugend heute, mit hellwachen Augen und offenen Sinnen für all das, was sich regt und schafft und Schönheit birgt.

Ihr soll die Heimat sich offenbaren, und das Wesen einer großen Geschichte, das sich wie Pilgrimwerk über dieses Land legt. Tausend lebendige Zeugen sollen sie mahnen an die große Gegenwart und tausend stumme an eine stolze Vergangenheit. Deutsche Jugend soll stolz werden auf ihre Heimat. Sie soll wissen, daß sie mit tausend Händen für immer an dieses Land verknüpft ist, sie soll wieder Wurzeln fassen in diesem Boden, daß auch der ärgste Sturm, der je darüber brausen mag, sie nicht mehr lösen kann aus diesem Grund. Sie soll sich als verantwortliches Glied fühlen lernen in der Kette der Geschlechter, die dieses Land hervorgebracht.

Das ist zutiefst der Sinn aller Arbeit des Reichsverbandes für deutsche Jugendherbergen, der in seinen Häusern Unterkunfts- und Lehrstätten schafft für die wandernde Jugend, Jungbrunnen des Heimatgedankens und Jungbrunnen für Volkskraft und Volksgemeinschaft anleitet. So hilft er schmiegen mit seinem Werk das neue deutsche Geschlecht.

Im heutigen Deutschland haben diese Stätten ihren besonderen Zweck erhalten. Sie dienen der Gemeinschaft der Jugend und darüber hinaus der weltanschaulichen Schulung der jungen Generation. Kurse aller Art werden dort abgehalten, nationalpolitische Lehrgänge von Schulen finden dort statt und Umschulungskurse für Jungarbeiter. Auch die bäuerliche Jugend soll Gelegenheit finden, das Wissen in ihrem Arbeitsbereich vertiefen zu können.

Diesem letzteren Zweck dient in größtem Maße die neuerrichtete badische Jugendherberge „Platzhof“ bei Kandern, ein ehemaliger Bauernhof. Das Gehöft, das ziemlich schlecht bewirtschaftet war, wurde vom Gau übernommen und soll jetzt nach seinem Umbau in seiner gesamten Form als bäuerliches Gut bewirtschaftet werden. Dreizehn Hektar Land werden von einem bäuerlich geschulten Herbergsvater und seiner Frau übernommen, so daß den jungen Gästen aus landwirtschaftlichen Kreisen Bauernarbeit praktisch vorgeführt werden kann. Daneben sollen nationalsozialistische Kurse für Jungbauern das praktische Erlernte weltanschaulich ergänzen und vertiefen. Das Jugendherbergswerk ist heute viel mehr geworden, als die reine Übernachtungs- und Unterkunftsstätte von ehemals.

In unermüdlicher Arbeit wird am Aufbau des Werkes gearbeitet. So sind bis jetzt im deutschen Reich 2000 Jugendherbergen erstellt worden, ein Erfolg, der für sich selbst spricht. Der Gau Baden zählt davon allein 120.



Neubau der Jugendherberge am Titisee

Dieser Gau, dessen Landschaftsbild hundertfältig sich gliedert, und dessen Geschichte die Geschichte eines Grenzlandes ist, das oft Schicksalsland war im Laufe deutscher Vergangenheit, ist wie selten einer wert, von der Jugend durchwandert und gekannt zu werden.

Dant der großartigen Aufbauarbeit des badischen Jugendherbergswesens ist dieses Ziel zum großen Teil auch schon erreicht worden. Die Geschichte dieses Werks, die kaum anderthalb Jahrzehnte zurückweist, zeigt eine stete Aufwärtsbewegung, gerade in den letzten Jahren, seit es durch die Hitlerjugend übernommen wurde. Im Jahre 1920 hatte Baden sieben Jugendherbergen mit 5300 jährlichen Übernachtungen. In der kurzen Zeit also von 1920 bis heute ist die Zahl der Herbergen auf 120 angestiegen. 15 Eigenheime hat der Gau selbst, dazu kommen drei neue, in Kandern, Titisee und Laufenburg, die jetzt eingereicht werden.

Der Erfolg aller Arbeit läßt erkennen, die Häuser werden immer mehr zu einem Bekenntnis für die deutsche Jugend. Dieser Erfolg aber läßt die Leitung des badischen Jugendherbergswerks nicht rasten, spornen sie vielmehr an zu weiterem Aufbau und Ausbau. Vor allen Dingen soll, wie schon erwähnt, für eine ausgiebige Verbesserung der Inneneinrichtung gesorgt werden. Darüberhinaus werden neue Jugendherbergen entstehen, denn immer noch reifen die bestehenden für ihre Zwecke nicht aus. Geplant ist vorläufig ein Haus bei Furtwangen, bei Lenktrich, bei Offenburg und am Geisberg bei Emmendingen. Als dringend notwendig erweist sich ein neues Heim in der Nähe von Karlsruhe, als Stützpunkt für die Karlsruher Jugend. In der Zentrale des Gaues Baden soll nicht nur für die Jugend gesorgt werden, die von auswärts kommt, sondern auch für die eigene Jugend, die Samstag und Sonntag hinauswandern will, soll ein Heim entstehen, das leicht mit dem Rad oder zu Fuß erreicht werden kann. Der Gau hofft, daß auch dieser Wunsch bald Wirklichkeit werden möge zum Wohle der heranwachsenden Jugend.



Zeichnung: Schweizer.

Die Statistik über die Benutzung der Jugendherbergen in Baden sagt mehr als alle Worte. Von den 5300 Übernachtungen im Jahre 1920 stieg die Zahl im Jahre 1934 auf 315 000, und 1935 allein bis zum 31. August auf 316 000. Herbst und Winter werden diese Zahl noch um ein Beträchtliches steigern. War der Zustrom aus Baden selbst sehr groß, der Anteil der übrigen Gaue läßt erkennen, daß Baden als Ausflugsziel der deutschen Jugend sich steigender Beliebtheit erfreut. So kamen in diesem Jahre aus Württemberg 28 291 Besucher, aus Sachsen 22 453 und aus dem Rheinland 42 891. Auch viel Auslandsdeutsche und ausländische Jugend hatten hier zu Gast. Die Zahl betrug vom 1. Januar bis zum 31. August 17 000, wovon 7121 allein auf England, 1843 auf Holland, 1553 auf Frankreich und 650 auf Amerika entfielen. Selbst aus Asien und Australien konnten wir junge Gäste beherbergen.

Wie es diesen Mädel und Buben aus dem Ausland in unseren Jugendherbergen gefallen hat, mögen einige Zeilen aus Briefen eines jungen Engländerers an die Herbergsväter in Freiburg zeigen:

... Der Rhein, Heidelberg, Schwarzwald, Freiburg und Feldberg werde ich niemals vergessen; aber über alles werde ich mich immer erinnern an die Gast-

freiheit und die Gastfreundschaft der deutschen Leute. Ich kann wirklich sagen, Deutsche sind mit Engländern mehr freundlich, als die Völker hier zusammen. . . Alle Freunde und Bekannte hier wissen schon daß in Deutschland Ruhe und Ordnung herrscht, und natürlich habe ich sehr viel von deutscher Freundlichkeit gesprochen. Gestern abend sagte eine Frau zu mir: „Ich wünsche nicht nach Deutschland zu fahren.“ Meine Antwort war: „Ich war 14 Tage in Deutschland, und ich wollte, ich könnte morgen schon wieder hingehen. Es waren meine schönsten Ferien, und ich werde im nächsten Jahre wiederkommen.“

Was könnte mehr den großen Wert unserer Jugendherbergen beweisen, als diese Worte eines jungen Ausländers, der durch sie Land und Leute unserer Heimat so schön und liebend gelernt hat, daß er nicht nur zum werdenden Freund unseres Vaterlandes geworden ist,



Die Jugendherberge in Freiburg
Aufnahmen: Sitzstelle
des Jugendherbergverbandes (4)



einer mittleren Jugendherberge in Baden. Es werden gebraucht an Butter, Fett und Del 4200 Pfund, Milch 10 380 Liter, Fleisch und Wurst 5760 Pfund, Zucker und Salz 3182 Pfund, Kaffee und Tee 10 000 Liter, Mehl, Brot und Brötchen 18 000 Pfund, Reis und Grieß 5988 Pfund, Kartoffeln und Gemüse 19 500 Pfund, Wanderproviant 2500 Pfund, Sprudel 3350 Flaschen, und endlich Kohlen und Holz 4000 Zentner. Ein anschauliches Bild von der Mühe und Arbeit der Herbergsväter im Verlaufe eines Jahres, ein Bild aber auch, das ahnen läßt, wieviel fröhliche Stunden in den badischen Jugendherbergen verbracht worden sind.

Unermüdlich wird jedoch am weiteren Aufbau des Jugendherbergswerks gearbeitet. Die ganze Jugend soll erfasst werden. Einen großen Fortschritt bedeutete es, als es gelang, die Übernachtungszahl von 30 auf 10 Pfa. herabzusetzen. Damit wurde es jedem, auch dem ärmsten Volksgenossen, möglich, einige Tage in den Jugendherbergen verbringen zu können. Durch die Einführung des Wandergutscheins war eine Möglichkeit mehr in diesem Sinne geschaffen. Durch diese Einrichtung, die in den letzten Jahren in erweiterter Weise durchgeführt wurde, ist es der Jugend ermöglicht worden, für ihre Wanderausfahrten zu sparen und bargeldlos zu wandern. Auch die Wandergutscheine wurden in diesem Jahre viel stärker benutzt, als im vergangenen. Etwa 75 000 Gutscheine mußten in Baden ausgegeben werden.

Der Erfolg aller Arbeit läßt erkennen, die Häuser werden immer mehr zu einem Bekenntnis für die deutsche Jugend. Dieser Erfolg aber läßt die Leitung des badischen Jugendherbergswerks nicht rasten, spornen sie vielmehr an zu weiterem Aufbau und Ausbau. Vor allen Dingen soll, wie schon erwähnt, für eine ausgiebige Verbesserung der Inneneinrichtung gesorgt werden. Darüberhinaus werden neue Jugendherbergen entstehen, denn immer noch reifen die bestehenden für ihre Zwecke nicht aus. Geplant ist vorläufig ein Haus bei Furtwangen, bei Lenktrich, bei Offenburg und am Geisberg bei Emmendingen. Als dringend notwendig erweist sich ein neues Heim in der Nähe von Karlsruhe, als Stützpunkt für die Karlsruher Jugend. In der Zentrale des Gaues Baden soll nicht nur für die Jugend gesorgt werden, die von auswärts kommt, sondern auch für die eigene Jugend, die Samstag und Sonntag hinauswandern will, soll ein Heim entstehen, das leicht mit dem Rad oder zu Fuß erreicht werden kann. Der Gau hofft, daß auch dieser Wunsch bald Wirklichkeit werden möge zum Wohle der heranwachsenden Jugend.

daß er auch so bald wie möglich wieder kommen möchte. Wie stark muß durch sie der Sinn für deutsches Volksgut und deutsche Heimat in der deutschen Jugend geweckt werden, heute, da diese nur eines kennt: ein großes, freies, starkes Deutschland!

Die immer mehr steigende Zahl der Besucher bewirkt selbstverständlich erhöhte Anforderungen an die Herbergsväter, an die Häuser selbst und deren Einrichtungen. Es ist keine Kleinigkeit, in sieben Monaten eine Zahl von 316 000 Jungen und Mädel zu betreuen, aber der Steigerung des Besuchs steht auch eine Steigerung der Einrichtungen gegenüber. Gerade in diesem Jahre sind enorme Mittel aufgewandt worden für die Erneuerung, Verbesserung und Vermehrung der Inneneinrichtung der Gebäude. Wäsche, Betten, Möbel, besonders die Einrichtung der Aufenthaltsräume mußten und müssen entsprechend den neuen Verwendungszwecken verbessert werden. Die Anforderungen, die an die Herbergsväter bei der jetzigen Beanspruchung der Herbergen gestellt werden, veranschaulichen am besten einige Zahlen über den jährlichen Verbrauch an Lebensmitteln

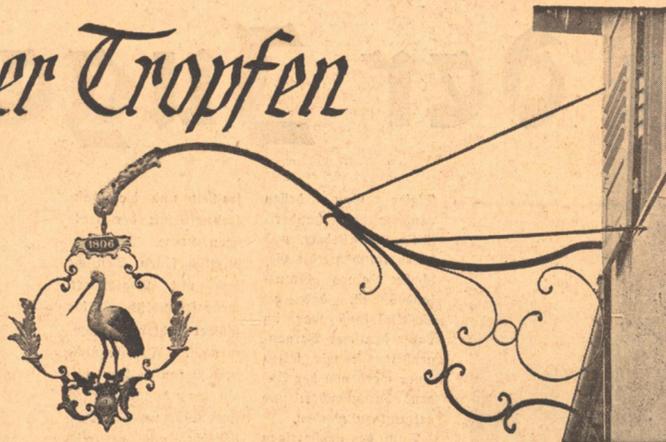


Tagesraum der Jugendherberge Dielsberg bei Heidelberg

Es winkt ein guter Tropfen

Der Herbst ist der Kelterbaum und Spindel pressen den süßen Saft und die großen Fässer rollen mit dem Laftauto auf dem nächsten Wege den Kellern der Großstädte zu, nicht mehr wie in meiner Jugendzeit auf blumengeschmückten Wagen, bespannt mit vier Pferden schweren Schlages, deren mit Schellen besetzte, manchmal in geschnitzte Adlerköpfe ausladende, in den Landesfarben gepolsterte Kummere und messingbeschlagene Geschirre der Stolz der Frachtfuhrleute waren. Wenn dann die Pferde mit der schweren Last anhielten, um mit zitternden Klanken und schäumendem Gebläse zu verschaukeln, dann streckten wir Jungen die Nasen hoch, um den prickelnden Duft, der den Gärspunden entwaucht, zu schnüffeln, noch ehe die Alten kamen, den köstlichen Trank zu süffeln. In der Großstadt kündigt heute ein nächstern gedrucktes Plakat „Neuer Wein“ dem Besucher, daß seiner Junge die herblichen Freuden beiseit sind. Draußen aber in den kleinen Städten und Dörfern, die sich die altväterliche Eigenart noch erhalten haben, winkt dem Wandersmann da und dort an prächtig geschwungenem

Text u. Bilder von W. Kratt.



Kürnbach: „Zum Löwen“

Ausleger ein stolzes Wirtsschild:kehr ein, komm rein, hier ist gut sein. So eigenwillig diese schmiedeeisernen Gestänge aus den strengen Linien der Architektur über die Fronte der Gasse und Gewände hinausstreben, so sehr sie ihre eigene Richtung zu nehmen scheinen, so harmonisch fügen sie sich doch von Künstlerhand geformt in das Straßenbild ein. Bunt und goldblühend in ihrer Fassung, werdend und doch ohne lautes Geschrei der Reklame schwingen sie sich oft weit über die Hälfte enger Gassen als wollten sie eine Brücke schlagen hinüber zum Nachbar, als wollten sie sagen „komm nur, hier findest Du nicht nur Raft von der Wanderschaft, Stärkung und Labung“. Wenn Du hier siehst ein rundes Stammstück, da findest Du die Brücke zum Stammgast, wenn erst der Wein in den Adern rollt, dann „flammen Aug“ in Auge, da brennen Hand in Hand“, und Du fühlst, daß Du daheim bist, daß hier schon vor Jahrzehnten, ja vor Jahrhunderten die Ahnen gefessen und sich einig gefühlt haben in der Gemeinsamkeit der Heimat. Das fühlen wir heraus schon aus den anheimelnden Bildern, welche die Wirtsschilder als Namenszeichen der Gaststätten tragen. Da ist nichts weißer Geholtes, das durch seine Ankergewöhnlichkeit Sensation machen will. Das ist alles Bodenständigkeit, enge Verbundenheit mit dem Volkstum, mit dem, was den Vorfahren am nächsten lag, aus Landwirtschaft, Handwerk, Jagd oder Schiffahrt. Da grüßen der Fluß, der Döfse oder das Moß, gemütlicher als Köhler, in seiner stolzen Form als Klappen benannt; der Schimmel scheint weniger volkstümlich gewesen zu sein. Daß man noch weit von der Frauenemanzipation entfernt war und das „muller tacet“ noch Geltung hatte, merkt der nachdenkliche Beachter daran, daß Stute oder Kuh in den Bezeichnungen nicht zu finden sind, so sehr man auch damals eine tüchtige Milch- und Schaffstuh geschätzt haben wird. Daß das „Lamm“ sich gern in der Nähe der Kirche niederläßt, finden wir häufig. Dem kindlich naiven, gesund natürlichen Wesen des Volkes entspricht, daß die alten bodenständigen Wirtshäuser nahe bei der Kirche liegen. Da findet man

dann im „Kreuz“ sein körperliches Geil, läßt sich vom „Engel“ unter seine Fittiche nehmen oder besucht die „Könige“ und ihr Wahzeichen die „Kronen“, meistens aber ist es nur eine „Goldene Krone“, das Hoheitszeichen damaliger Zeit, oder als Symbolisierung des Reiches der „Adler“. In den Flußgegenden winken zum Trunk mit Vorliebe „Schiff, Anker, Dacht, Karpfen, Forelle und Salmen“, für uns Alte eine wehmütige Erinnerung an das in meiner Jugendzeit bei jedem besseren Gastmahl übliche Fischgericht des Rheinfalms, der nun ja fast gänzlich verschwunden ist. Den Jäger ladet sein „wilder“ Kollege oder seine Beute in Wald und Feld: „Hirsch, Bär, Wolf“ und natürlich der „Löwe“, der, wenn auch bei uns kein Jagdwild, doch als Wappentier und Sinnbild des Mutes dem Sinn des Volkes am vertrautesten ist. In Sindoltsheim fand ich ein originelles Wirtsschild zu den „Kofen“, die ineinander verschlungen als Motiv ja auch von Meister Hans Thoma verwendet worden sind. Das Wirtsgewerbe selbst hält es für „zweckdienlich“ mit „Traube, Faß, Kanne oder Becher“ beim Becher die Erwartung auf einen guten Tropfen zu wecken. In der gemüthlichen Wiedermeierzeit liebt man die „Blume, den Strauch und Kranz, die Rose und Lilie“, letztere verdrängt wohl ihren Platz neben der Königin der Blumen ihrer Eigenschaft als symbolhafte Kirchenblüte. Das Handwerk findet man selten in der Namensgebung der Gaststätten, dafür ist es um so reicher vertreten in den die Schilder haltenden Auslegern; diese führen die Zeichen der Zünfte, die im betreffenden Wirtshaus ihre Zunftstube hatten. Da sieht man von heraldischen Löwen gehaltene Wesseln und Wenden der Bäcker, Mühlräder der Müller, Hammer und Amboss der Schmiede, Hobel und Säge der Schreiner, Schlüssel der Schlosser und viele andere. All dieses bildliche Kleinwerk aus Eisenblech geschnitten oder getrieben und bunt bemalt wird je nach Zeitstil und Kunstfertigkeit des Met-



Weißweil: „Zum Erbprinzen“

ters umschlungen von mehr oder minder reich getriebenem phantastischen Rankenwerk. Wenn dazwischen einmal etwas steif und schlichter eine Blume zu sehen ist, dann ist mir, als ob die brave Hausfrau von draußen dem gestrengen und schlaften Ehemann ruft: leht komm aber, Mann, ich bin auch noch da! Mit der angebornen Freude am Stoff und dessen Bearbeitung sehe ich, der in einer feiner Ahnenreihe durch zwei Jahrhunderte eine Folge von Schmiedemeistern zählt, wie hier die Kraft des Armes mit wuchtigen Schlägen das harte spröde Metall gebogen, getrieben und geschweißt hat zu der Form, die die künstlerische Phantasie geplant, wie hier Kraft des Körpers und Schwung des Geistes sich paarten, um ein Kunstwerk zu zeugen.

Soll ich nun auch auf einzelne Werke hinweisen? Hier in Karlsruhe haben wir im Herzen der Stadt das recht schöne alte Wirtsschild zur „Krone“, das an einem schlichten Hauie der Wiedermeierzeit am Stephansmarkt recht gut am Platze ist, wenn da die Marktleute vom Land absteigen und sich stärken. Das Schild ist allerdings nicht bodenständig hier, es wurde, wie mir Herr Kommerzienrat Möninger vor Jahren mitteilte, von seiner Brauereigesellschaft aus dem Nachlaß des Malers Schurtz erworben und kommt ursprünglich aus Neckstadt. In Mühlburg war bis vor einigen Jahren ein einfaches, aber an seinem charaktervollen Regeldbau recht

wirksames Schild zum „Nitter“ dessen Ausleger, meines Erinnerns noch vorhanden, dessen Rittersmann und Pferd aber leider verschwunden ist. Auch das recht schöne Schild zum „Grünen Baum“ aus Kappurr ist jetzt Schaustück des Landesmuseums geworden, und hat doch vor nunmehr bald 50 Jahren in seinem verrosteten Aufhänger recht verdächtig geknirscht und gekläst, wenn ich als junger Pfadfinder auf dem Wege mimischer Kunst unter ihm vorbei den Heimweg suchte.

In Bühl ist besonders das Schild zum „Storchen“ ob seiner klaren, einfachen und doch so schwungvollen Form erwähnenswert, vor den reicherer des „Schwanen“ und „Hirschen“. Der nicht eben sehr große Ort Kürnbach erweckt Erstaunen durch seinen Reichtum von sechs Schildern, von denen eines schöner ist als das andere: zum „Döfen, Adler, Krone, Sonne, Lamm und Löwen“, genannt sein möge auch noch wegen seiner eigenartigkeit das Schild zur „Rose“ in Hilsbach, das sich in die Straße hinaus schwingt in Form eines Füllhorns, dem eine Rose mit ihrem getriebenen Blüten- und Blattwerk entspringt. Nach seiner schweren massigen Form ist es wohl ein Gebilde der späten Empirezeit. Das Gasthaus zum „Döfen“ in Heidelberg im führt einen prächtigen Schild: Das Namensbild zwischen Ranken, die in der bairischen Krone, als der Verteilerin der Wirtschaftsgerechtigkeit zusammenlaufen, hängt wie meist im Schnabel eines Adlers, am weitestladenden Ausleger, der zwischen reichem Ranken- und Blumenwerk die Zunftzeichen der Bäcker und Müller und einen großen Reiterhiesel als Zeichen der Schuster trägt. Ich kann sie nicht alle nennen, die Kunstwerke, die da laubhaft, laudhaft dem Trinker und Heimatfreund winkten und die ich auf meinen Wanderschaften mit der Kamera getroffen habe, dafür ist der Reichtum unserer Heimat an solchem Volksgut groß. Nur ein Allgemeines sei gesagt: je mehr Reichtum, desto mehr Reichtum, desto phantastischer und schwungvoller die Wirtsschilder. Das reichte aber, das mir bekannt wurde ist nicht weit vom weinreichen und weintrauen Kaiserstuhl und davon will ich zum Schluß noch erzählen, da zu ihm auch einer meiner Ahnen des öfteren gekommen ist. Es schmückt das Gasthaus zum „Erbprinzen“ in Weismeil und mein Urgroßvater war Kammerdiener dieses Erbprinzen, den das Schild in lebensgroßem Brustbild zeigt. Es war Carl Ludwig, der Sohn des Markgrafen und späteren Großherzogs Carl Friedrich, ein eifriger Rittmeister, der in den milderen Vorhöfen zwischen Remingen und Weismeil gerne dem edlen Waid-

betberfertig selbstfertig aus dem Eisen getrieben und macht, reich in Farben gefaßt, einen fast überladenen Eindruck. Jedenfalls ist es ein Zeichen der hohen Meisterhaft, zu der die Schmiedekunst des 18. Jahrhunderts sich aufgeschwungen hat. Freilich hat auch dieses Prachtwerk seine Schicksale gehabt. Förster Ludin ließ sich gezwungen, wegen schwerer Verluste noch vor seinem 1794 erfolgten Tode das Anwesen zu verkaufen, das dann im 19. Jahrhundert verschiedentlich seinen Besitzer gewechselt hat, wobei auch das Schild eine Reihe von Jahren eine Brauerei in einem andern Ortsteil Weismeil's schmücken mußte. Seit 1888 ist es wieder an seinem Platze. Hier im Forst- und Wirtshaus zum „Erbprinzen“ hat mein Urgroßvater Neusch, der sich selbst seine Frau aus einem Büblers Forsthaus geholt hat, wohl manche gemütliche Plauderstunde verlebt beim Förster Ludin und seinem Kaiserhüter, wenn er seinen Herrn auf dessen Reisen begleitete, wie er dann auch dabei war, als jener mit seinem Reiseswagen in Arboga in Schweden, auf der Rückreise vom Besuch seiner Tochter, der Königin Friederike am 15. Dez. 1801 verunglückte und am Tage darauf im Alter von 47 Jahren infolge der erlittenen Aufregungen einem Schlaganfall erlag. Der Urgroßvater war dann noch lange Jahre Kammerdiener der Markgräfin Amalie und mein Urgroßvater Steinbach Haussofmeister der Königin Friederike hier im Schwedenpalais, nachdem



Hilsbach: „Zur Rose“

er nach der Entthronung ihres Mannes in die Heimat zurückgekehrt war.

Nun sehe ich in meiner Stube unter meiner „Ahnen-galerie“, und mir leuchtet beim Schreiben als Beleuchtungsstempel montiert das ehemalige Wirtsschild vom „Schwarzen Adler“ in Kamba, das ich vor vielen Jahren beim Altstädter als Asteifen erstanden habe. Da irreführen die Blicke über so manches Familienstück. Und wenn ein besonders lieber und lachstündiger Freund zum Plaudern kommt, dann hole ich aus einer der Masken alten Ausländers heraus, die mir der Hagnauer Winerverein vor Jahren gefandt zum Dank und als Anerkennung für eine sehr schwierige Aufnahme seines Kellners unter dem ehemaligen Weingartner Hof in Hagnau.



Heidelberg: „Zum Döfen“



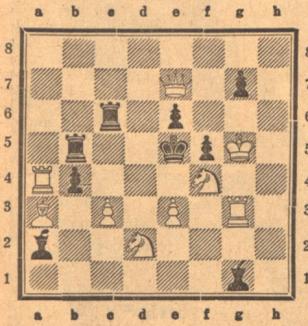
Stein: Brettener Straße



Schach

Folge 42 — 20. Oktober 1935

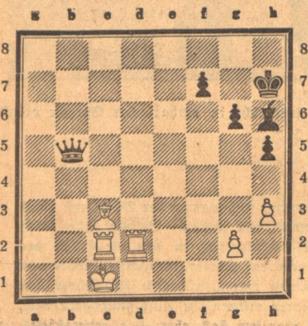
Problem Nr. 42
W. Man, Waldhof



Matt in zwei Zügen

In der 4. Partie des Kampfes um die Weltmeisterschaft (Königsindisch) kam es nach prächtigen Opferwendungen des Weltmeisters zu folgender Stellung:

Dr. Aljechin



Dr. Cuwe

41. Ec3-d4 der abgegebene Zug, der einen schüchternen Versuch darstellt die Lage mit der Mattdrohung Ec8 noch zu retten. Der Weltmeister versteht es aber in instruktiver Weise mit wenigen Kraftzügen den Gewinn zu erzwingen.

- 41. ... Dc6-e2!
- 42. g2-g4, Dc2-c1+
- 43. Kc1-b2, Lf6-d2
- 44. Ec2-c8 Zu spät. Es folgte jetzt sehr elegant Rd2-c1+! Wie Weiß jetzt auch zieht, geht immer eine Figur verloren.

Aus der Schachwelt

Den Weltkampf gegen die verbündeten Städte Karlsruhe — Pforzheim — Durlach konnte Stuttgart mit 24½:14½ Punkten klar gewinnen; nur an den ersten drei Brettern mußten die Schwaben zwei Punkte hergeben.

Lösungen

Nr. 38 Vektor ver: Kc6, Lf3, f4; Vb1, Dc2, d5 — Ke5, Sg1, Dd4 1. Lh4:d4! Kd4: 2. c8+; 1. ... Sg3 2. c8! und der Springer muß die Deckung der Felder e4 und f5 aufgeben. 1. ... Sg3 2. Lf3-f4! Wiederum ein „Schlag Vektor“, aber trotzdem sehr hübsch und auch schwierig (Dr. Benz).

Nr. 39 Ginge ver: Ka5, Dc7, Rb5, Sc5, e8; Dc8, g8-Rd5, Ra2, Sg8, f5; Dc7, e4, e7, g7, f6 1. Ka5-a6! Droht Da5! 1. ... Sg6 2. Rb6+; Ke5 3. Sg7 Matt oder 1. ... Sg6 2. Dc7: oder 1. ... Ke5 2. Dc7+, Rd5 3. Da5 Matt. Eine prachtvoll kombinierte Aufgabe mit sehr verstecktem Schlüsselzug. 1. Rb4! scheidet an Sg6! 1. g8-g4 scheidet an g6!

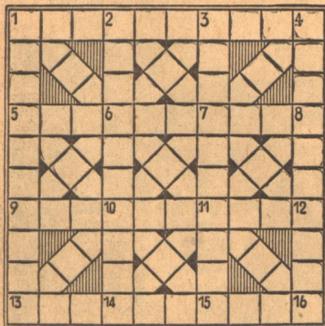
Nr. 40 Vektor ver: Kc7, Lf4, Lf5, Wa8, a4, d2, e8 — Rd5, Dc8, d3, f6 1. Lh4-e4!, c5 2. Lc4! 1. ... Kc5 2. Lc5 leicht, aber gefällige Mattbilder. 1. Lh5 scheidet an Kc5. 2. Lh8+, f5!

Richtige Lösungen gingen ein: Dr. Binder, Pforzheim 38; G. Kaufmann, Söllingen 38, 40; Dr. Benz, Pforzheim 38, 39, 40; G. Mosetter, Hornberg 38, 40; P. Epp, Seebach 38, 40; A. Zillig, Söllingen 38, 40; W. Haier 38; D. Glaser, Bantzenbach 39; A. Stroth, Neuthard 38, 40.

Aus Karlsruhe: D. Rühardt 38, 39, 40; Dr. Daehn 38, 39, 40.

„Rätselwunder“

Diagonal-Kreuzworträtsel

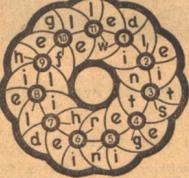


Waagrecht: 1-2 Seemann, 2-3 Spitze eines Truppenkörpers, 3-4 Planet, 5-6 asiatisches Hochland, 6-7 diplomatisches Schriftstück, 7-8 Schwung, 9-10 männlicher Vorname, 10-11 jagender englischer König, 11-12 Nebenfluß des Rheins, 13-14 altgriechische Landschaft, 14-15 vorspringender Rand, 15-16 Achenfals. — Senkrecht: 1-5 Galbaffe, 2-6 Fischfett, 3-7

Auflösungen

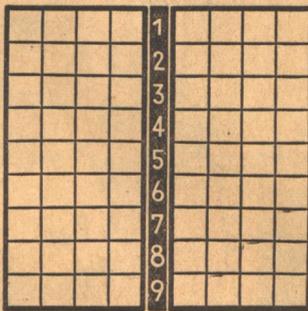
Silberrätsel: 1. Eigentob, 2. Irene, 3. Rauen, 4. Stroh, 5. Oster, 6. Lofal, 7. Rabel, 8. Reib, 9. Waibe, 10. Silber, 11. Kleinod, 12. Gnomid, 13. Niede, 14. Norden, 15. Gremi, 16. Sinea, 17. Giban, 18. Morioch, 19. Gort, 20. Amme, 21. Nami, 22. Gendin, 23. Eugenie, 24. Nichts, 25. Ganan, 26. Erif, 27. Zimenau, 28. Lahn, 29. Vermöret, 30. Aibel. Der Spruch lautet: Ein Wolf, das keine Vergangendheit haben will, verdient auch keine Zukunft.

Wabenrätsel



Raubbaum, 4-8 Paradies, 5-9 Insekt, 6-10 Zahlwort, 7-11 Schwarzweiß, 8-12 Wasserfrucht, 9-13 landwirtschaftliches Gerät, 10-14 Ungeziefer, 11-15 Körnerfrucht, 12-16 Küstenfluß in Pommern. Diagonale: 1-6 Kurort in Südtirol, 2-7 Trinkgefäß, 3-8 Metall, 4-7 Hülsenfrucht, 5-10 Vorbild, 6-9 Körperorgane, 6-11 Menschenrasse, 7-10 himmlisches Wesen, 7-12 einjähriges Pferd, 8-11 Redisperson, 10-13 Reichtümer, 10-15 Stadt in Pommern, 11-14 Rästelart, 11-16 Stadt in Sachfen.

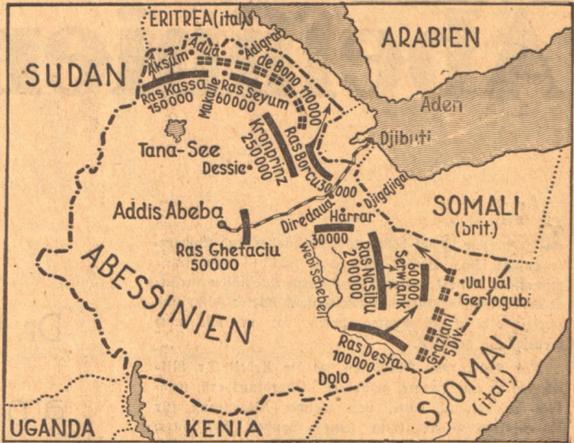
Spiegelrätsel



Die neun Wörter des linken Flügels spiegeln sich im rechten und bekommen dadurch eine andere Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben links und die Endbuchstaben rechts ergeben, immer von oben nach unten gelesen, einen Gebrauchsgegenstand zum Vermeßen.

Die Wörter bedeuten links: 1. Festschicht, 2. Stadt in Holland, 3. Pferdengattung, 4. männliches Bild, 5. menschliches Vermögen, 6. deutsche Maßeinheit, 7. früher bevorzugte Maße, 8. französische Anrede der Majestäten, 9. Himmelsrichtung. — Rechts: 1. Land in Hinterindien, 2. Insektlarve, 3. Teil des Schiffs, 4. Teil des Weinbodens, 5. Nebenfluß der Fulda, 6. altes Zeug, 7. Geheiß des Zeus, 8. Göttin, 9. lateinisches Wort für Gott.

Die Stellungen sind bezogen Eine Ueberblickskarte zu dem Aufmarsch der ägyptischen Heere in Abessinien, der nun auch auf abessinischer Seite vollendet zu sein scheint. Wir zeigen die einzelnen abessinischen Heeresgruppen mit dem Namen ihrer Befehlshaber und in ihrer geschätzten Stärke. Die jüngsten Kämpfe sind durch abessinische Vorkämpfe in Richtung Eritrea (sowohl im äußersten Nordwesten als auch im Nordosten gekennzeichnet). Am Ende steht der Stoß der Italiener an der Grenze von Britisch-Somaliland entlang auf die Eisenbahn. Hier wollen die Abessinier, soweit man den letzten Nachrichten Glauben schenken darf, einen Stoß in die Pläne des italienischen Heeres führen. Die vermutlichen Stellungen der Abessinier sind schwarz, die der Italiener mit einem weißen Kreis eingekreist. (Graphische Werkstätten, M.)



Die Kämpfe in Abessinien
Italienische Abisaris stürmen den Berg Ramat (Newport Times)



Griechenland wird wieder Monarchie
Unser Bild zeigt die neueste Aufnahme des fünftägigen Königs von Griechenland, Georg (Weltbild, M.)

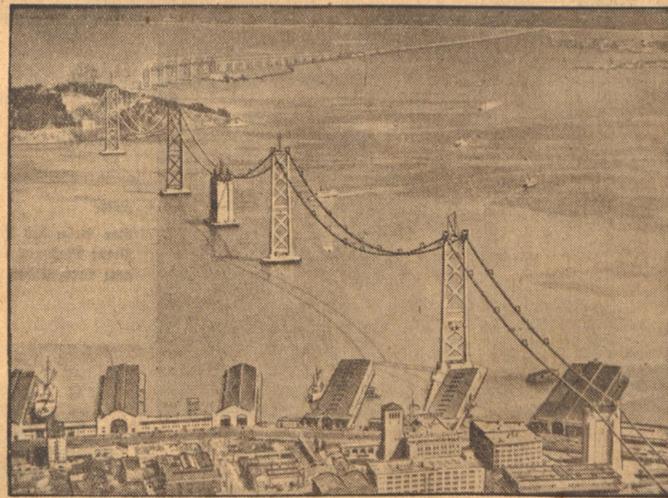
Bilder der WOCHE



„Mistral“ zum Reichsbeauftragten ernannt
Der bekannte Zeichner der Revue „Mistral“, wurde vom Führer und Reichskanzler zum Reichsbeauftragten für künstlerische Formgebung ernannt. (Graphische Werkstätten, M.)



Polens neuer Ministerpräsident
Der bisherige polnische Innenminister Roscicki hat ein neues Kabinett gebildet. (Eberl-Wiederstein, M.)



Die längste Hängebrücke der Welt

Die Brücke über die Ostland-Bucht bei San Francisco ist nunmehr zu Zweidrittel vollendet. Sie wird nach ihrer Fertigstellung eine Länge von 7,2 Kilometer haben und damit die längste der Welt sein. Der Bau wird nicht weniger als 77,6 Millionen Dollar verschlingen. Ihre Eröffnung soll im Januar 1937 erfolgen. (Weltbild, M.)

Adamson stopft seine Strümpfe



Verantwortlich für Text und Bild: Dr. G. Hördang und Fred Fees, Karlsruhe

Abessinien / Blickpunkt der Welt

Vor kurzem ist der bekannte Schriftsteller und Kameramann der Ufa, Doktor Martin Rikli von fünfmonatiger Reise freuz und quer durch Abessinien zurückgekehrt. Nicht weniger als zehntausend Meter Film und zweieinhalbtausend Photographien hat er mit nach Deutschland gebracht.

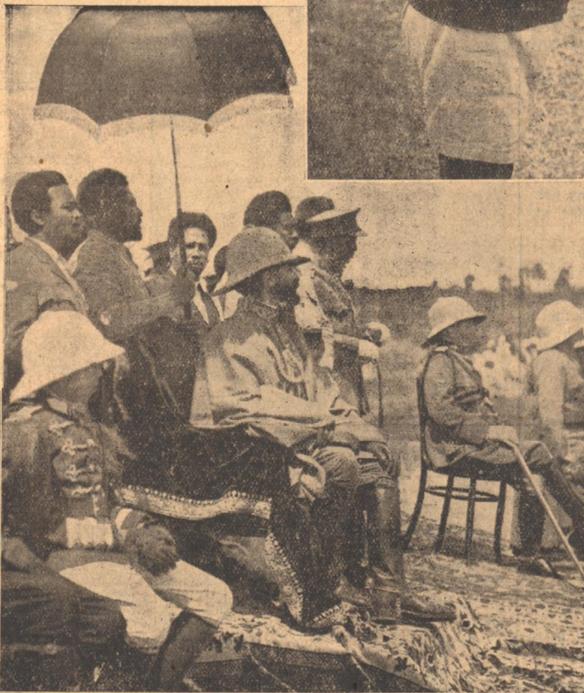
Der Kaiser von Abessinien hat die Arbeit Dr. Riklis, wo er nur konnte, gefördert. Allerdings erst, nachdem er erkannt hatte, von welcher Bedeutung für die objektive Beurteilung seines Landes, das durch den Konflikt mit Italien in das Weltinteresse gerückt ist, der Film ist, der überall auf der Welt gesehen wird. Als sich der Kaiser Haile Selassie überzeugt hatte, daß Rikli nichts weiter als sachlich arbeiten wollte, ließ er ihm jede Unterstützung zuteil werden. Was das wert ist, kann nur der ermesen, der Abessinien kennt. Der Kaiser kümmert sich um alles, er bestimmt und er entscheidet. Sobald ein Fremder ins Land kommt, ist es Sitte, daß er zumindest seine Karte beim Kaiser abgibt. Dr. Rikli durfte den Kaiser in seinem modernen Salonwagen auf einer großen Inspektionsreise durch Abessinien begleiten (er war der einzige Journalist, dem dies erlaubt wurde), und er schied von dem Herrscher mit dem Versprechen, wiederkommen, sobald er gerufen würde.

Die Intelligenz des Abessiniers ist, wie Dr. Rikli sagt, auffallend. „Ich habe manche Expedition in dem schwarzen Erdteil hinter mir und darf mir deshalb einen Vergleich erlauben. Sobald man in Abessinien ist, wird einem klar, daß man die Abessinier absolut nicht mit den „Negern“ in einen Topf werfen darf. Wenn man zum Beispiel einem Schwarzen ein Grammophon vorspielt, wird er diesen Apparat bestaunen und dann sagen, daß es wieder etwas aus dem Wunderland. Damit begnügt er sich. Der Abessinier dagegen will genau wissen, warum die schwarze Platte sich drehen muß und weshalb die Na-

Was
Dr. Martin Rikli
am Hofe des
Negus sah.

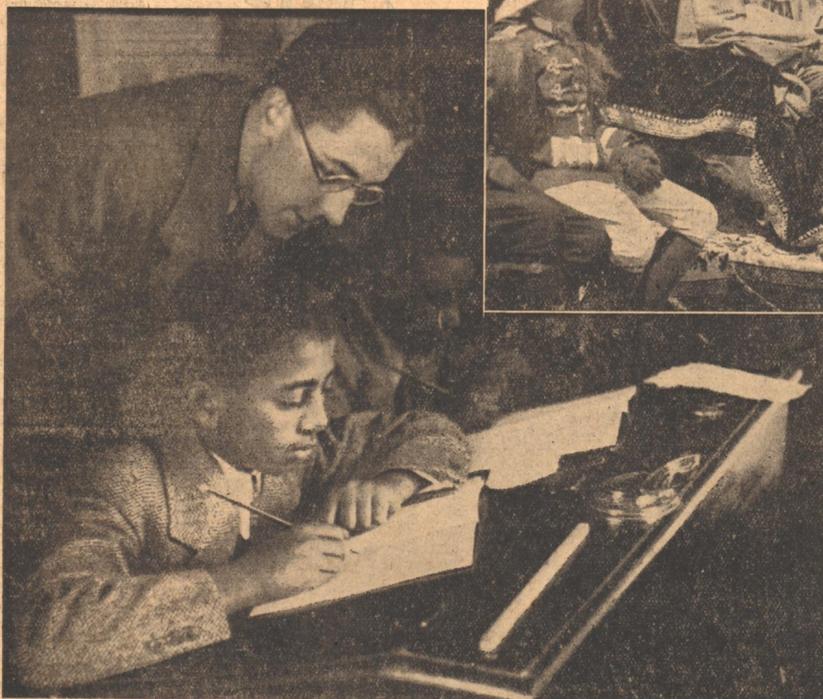


Schule der befreiten Sklaven, die Unterricht in amharischer Sprache erhalten



del den Ton hervorruft und warum der Schall erst durch die Membrane kommt. Ein weiteres Beispiel führt Rikli an: In einem Mädchenlyzeum, in dem die Hälfte der Schülerinnen eingeborene Kinder, die Hälfte Kinder von europäischen Beamten waren, rühmten die Lehrer den Kindern der Amharen erstaunliche Auffassungsgabe nach, hinter der die Kinder der Europäer — allerdings auch durch die klimatischen Verhältnisse bedingt — zurückbleiben müßten. Solcher Wissensdrang läßt sich sonst nirgends in Afrika bei der Bevölkerung feststellen.

Aus so hatte Dr. Rikli auch verhältnismäßig leichtes Arbeiten, da er bei seinen Aufnahmen die Mitarbeit weiterer Kreise fand. Aus der Unmasse von Aufnahmen ist nun ein erster großer Kulturfilm entstanden, der wirklich wertvolle Ausschnitte aus dem Leben in diesem Lande gibt, das heute wirklich im Blickpunkt der Welt steht.



Oben:
Kaiser Haile Selassie mit
seinem Stab bei einem
Manöver.

Unten:
Der Sohn des Kaisers,
Prinz Makonen mit sei-
nem europäischen Lehrer



Der koptische Oberpriester liest aus der Bibel.

Hochbetrieb auf dem Postplatz in Addis Abeba

Sämtliche Aufnahmen von Dr. Martin Rikli aus dem Ufa-Kulturfilm „Abessinien von heute, Blickpunkt der Welt“.

